

Israelitische Novellen

von

Dr. Hermann Schiff, L. Kompert, Ed. Kulke
und Anderen.

Band X.

Aus dem jüdischen Volksleben.

G e s c h i c h t e n

von

Eduard Kulke.

Z w e i t e r B a n d.

Hamburg & Leipzig.

Jean Paul Friedrich Eugen Richter.

Berlin.

Wien.

Internationale Buchhandlung (R. Seffer.) | W. Braumüller's Hofbuchhandlung.

1869.

THE UNIVERSITY OF CHICAGO

THE UNIVERSITY OF CHICAGO

OF CHICAGO

OF CHICAGO

THE UNIVERSITY OF CHICAGO

OF CHICAGO

OF CHICAGO

THE UNIVERSITY OF CHICAGO

OF CHICAGO

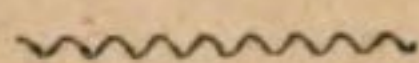
THE UNIVERSITY OF CHICAGO

OF CHICAGO

Israelitische Novellen

von

Dr. Hermann Schiff, L. Kompert,
E. Kulke u. A.



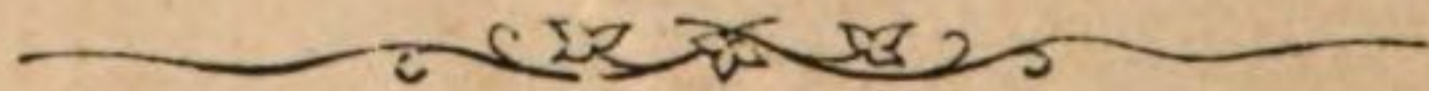
B a n d X.

Aus dem jüdischen Volksleben.

Von

Eduard Kulke.

Zweiter Band.



Hamburg & Leipzig.

Jean Paul Friedrich Eugen Richter.

1869.

Aus dem jüdischen Volksleben.



G e s c h i c h t e n

von

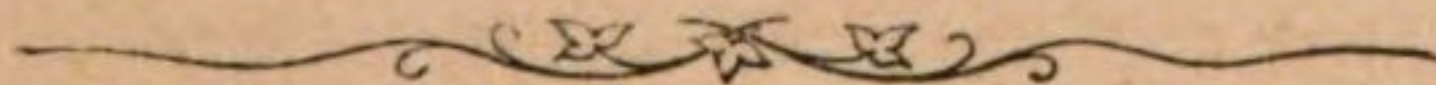
Eduard Hulke.



Zweiter Band:

Ein Schnorrerkind.

Die Juden - Christel.



Hamburg & Leipzig.

Jean Paul Friedrich Eugen Richter.

1869.

H. G. Voigt's Buchdruckerei.

Dem
Großmeister der Ghetto-Geschichten

Leopold Kompert

zugeeignet.

THE
JOURNAL OF
THE

1770-1771

THE
JOURNAL OF
THE
JOURNAL OF
THE

THE

THE
JOURNAL OF
THE
JOURNAL OF
THE
JOURNAL OF
THE
JOURNAL OF
THE

An Leopold Kompert!

Von meiner Heimath zog ich aus
Und ließ zurück das Vaterhaus,
Nichts nahm ich mit als großen Muth
Und noch ein ander köstlich Gut:
Von Hoffnung voll die Brust geschwellt
Trat ein ich in die fremde Welt,
Und wo ich immer auch ging hin,
Der Heimath Bild blieb mir im Sinn.

Oft war mein Himmel wirklich blau,
Doch öfter war er trüb und grau;
Oft ging mir's grad, doch öfter krumm,
Oft schien mir's gut, doch öfter dumm.
Und ward es dann auch gar zu hart,
So floh ich aus der Gegenwart
Zurück in die Vergangenheit,
In meine helle Kinderzeit.

Wie schön war diese Schwärmerei,
 Wie fühlt ich mich da wohl und frei.
 Und die Gestalten, die ich sah,
 Sie waren fern und doch so nah'.
 „D könnt' ich fassen, halten euch!“
 Doch nein — weg schwand sie sogleich.
 Raum war das Bild emporgetaucht,
 Schon war es wieder weg gehaucht.

So ging mir's oft und jedesmal
 Empfand ich neu die alte Qual.
 Ich sah das Bild ganz deutlich da
 Und wollt's gestalten, wie ich's sah;
 Oft nahm die Feder ich zur Hand.
 Jedoch das holde Bild entschwand.
 So ließ ich's geh'n. „Mehr kein Versuch!“ —
 Da fiel mir in die Hand ein Buch.

Es war von Dir, Du hast's gemacht,
 Du hast's in Deinem Geist erdacht.
 Ich las darin und las drin fort,
 Verschlungen hab' ich jedes Wort;
 Denn so, wie ich's im Geist geseh'n,
 Sah ich's lebendig vor mir steh'n;
 Ich sah — bei Gott: ich glaubt mir's kaum —
 Verwirklicht meinen schönsten Traum.

Verwirklicht! Ja, doch nicht durch mich!
 Da ging ich hin und suchte Dich!
 „Ich will, ich muß ihn seh'n den Mann,
 Der solchen Zauber üben kann!“

Und als ich Dir in's Aug' geschaut,
 Da überkam's mich so vertraut,
 Mir war's gerade, da ich Dich fand,
 Als hätt' ich Dich seit je gekannt.

Nun sprang die Fessel, die mich hielt,
 Da mit dem Stoff ich nur gespielt.
 Die alte Sehnsucht ist erwacht
 Und dränget mich mit Ernst und Macht.
 Nun halt' ich die Gestalten fest,
 Die mich das Auge sehen läßt.
 Du hast gelöst die Zunge mir,
 Und was sie spricht, vertrau' ich Dir.

So nimm dies Buch, denn es ist Dein,
 Du weißt am besten, wie ich's mein';
 Und hat es irgend einen Werth,
 So ist's darum, weil's Dir gehört.
 Nicht ford're ich für mich den Ruhm,
 Er ist Dein eignes Eigenthum.
 Ich geb's zurück, Dir stell ich's zu,
 Denn ich bin Jünger, Meister Du.

Eduard Kulte.

(Statt der Vorrede.)

Mein lieber Freund!

Da habe ich nun schon seit einiger Zeit Ihre Manuscripte vor mir, und woran unser heimisches Capua größtentheils die Schuld trägt — mitten in dem Wirrwarr von Geschäften, Berufen &c. habe ich noch nicht die Zeit und die Stimmung gefunden, Ihnen über Ihre poetische Arbeiten irgend ein Wort zu schreiben. Zwar mündlich habe ich dies öfter gethan, und Sie wissen, mit welcher Genugthuung ich jedesmal in Ihnen, wenn ich so sagen darf, gleichsam den Jünger begrüßte, der das Genre, dem ich mich widmete, meinem Verständnisse und meiner Auffassung desselben zunächst kommt.

Ja, lieber Kulte, ich sage Ihnen das nicht in einem Gefühle von mißverstandener Bescheidenheit oder viel Anmaßung — sondern weil ich es fühle, daß Sie dichterisch mit mir auf demselben Boden stehen!

Ueber Ihr Buch werde ich meine geringe Stimme, wenn es erschienen sein wird, erheben und demselben dann die volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Aber schon jetzt kann ich nicht umhin zu bemerken, daß abgesehen von einigen poe-

tischen, wie technischen Schwächen, wohin ich namentlich die noch nicht ganz erfolgte Bewältigung des Jargons, die oft unnöthige Anwendung desselben rechne, wo episches statt dramatisches Behandeln am Platze wäre, so wie zuweilen psychologische Sprünge in der Entwicklung der Charaktere 2c. — in dem Buche eine Fülle lebenswahrer und lebensabgelauchter Gestalten sich vorfinden, die an und für sich die Signatur dichterischen Schaffens an sich tragen.

In unserm Genre können wir nichts erfinden, wir können nur lauschen, und das Gehörte in unseren Werkstätten zu Harmonien umgestalten. Je einfacher, schlichter, elementarer diese klingen, desto besser.

Und die Harmonie Ihres Buches klingt so.

Möge Ihr Buch unter einem guten Sterne in die Welt treten. Mich soll es innig freuen, wenn man Ihr Talent anerkennen und Sie unter die Berechtigten zählen wird; um so mehr, da ich doch gleichsam der spiritus familiaris dieses Buches war.

Leben Sie wohl mein lieber Freund.

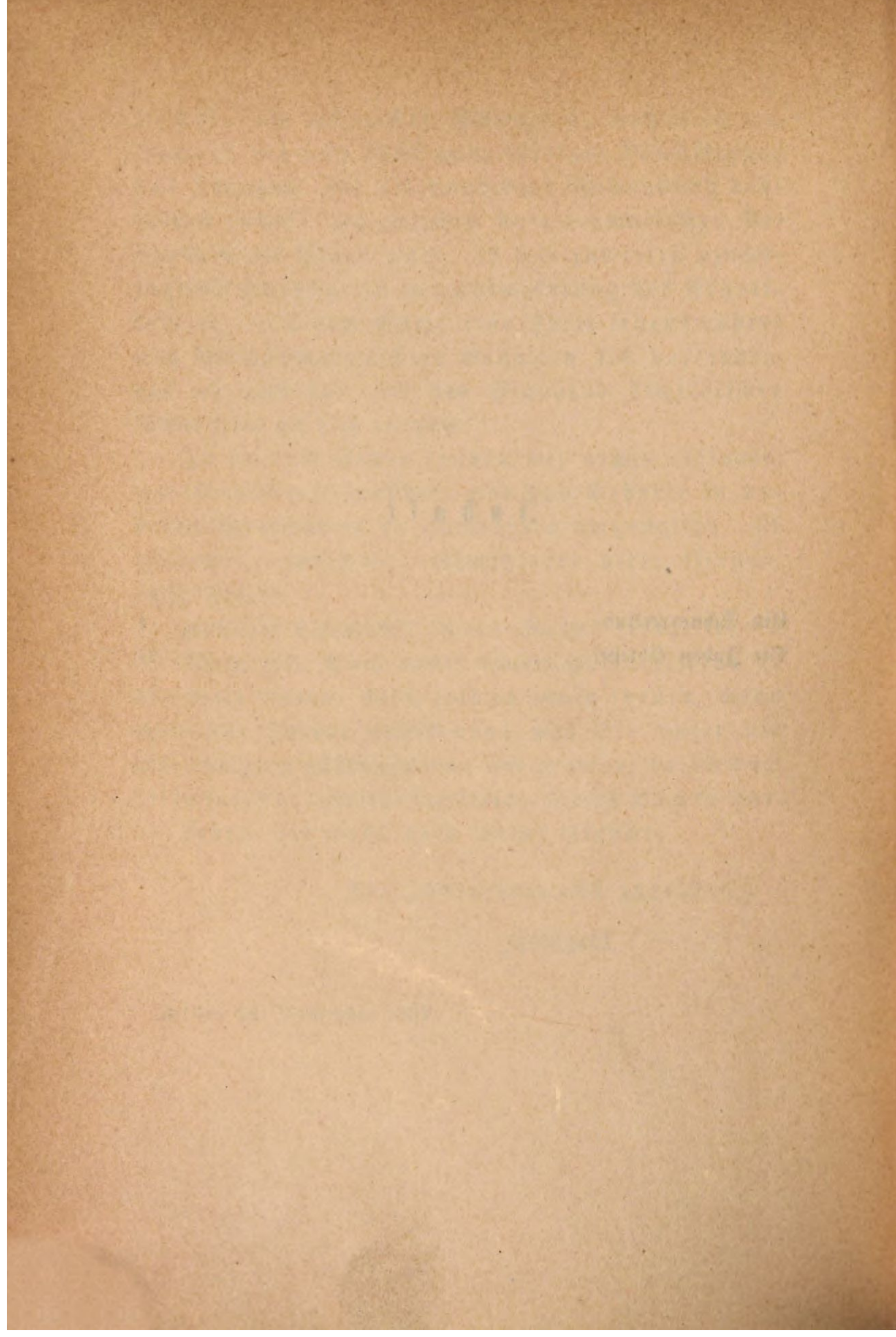
Ihr Ihnen herzlichst zugethener

Kompert.

Wien, 24. November 1867.

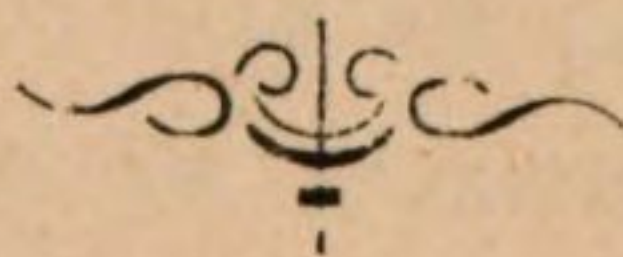
I n h a l t.

Ein Schnorrerkind	1
Die Juden = Christel	71





Ein Schnorrerkind.



Ein Schreinerhand

Ungefähr eine halbe Stunde vom Orte entfernt, steht ein einschichtiges Haus an der Landstraße — das Jägerhaus. Es ist gar niedlich und einladend, und wär's nicht so einsam da, es ließe sich gar traulich darin wohnen. So dachte wohl der Bauersmann, wenn er, vom Wochenmarkte, wohin er das Getreide zum Verkauf geführt, des Abends heimkehrend, mit seinen Pferden im raschen Laufe vorüberfuhr; so oder ungefähr so, mochte wohl auch der Dorfgeher denken, wenn er mit dem schweren Pack auf dem Rücken in später Abendstunde vom Dorfe kam, und an dem sauber und reinlich aussehenden Hause vorüberging; so aber denken keine Jägersleute. Jägersleute kennen keine Furcht. Freilich lebten sie nur zu zweien da, der Vater mit seinem schmucken Töchterlein; aber sie lebten selbander in auserlesener Gemüthsruhe, denn er, der Jäger, war kein heuriger Has', er war ein

alter Haudegen, dem in den funfzig Jahren, die er auf seinem Buckel mit sich herumtrug, gar Manches untergekommen war, und Anna! Nun sie war allerdings ein Mägdlein, gar schlank und fein, aber eine Jägerstochter. Jägerkind bleibt Jägerkind, ob Mädel ob Bursch. Das gewöhnt sich von der Wiege an Dinge, zu denen ein anderes sein Lebtag nicht kömmt, und der Schall der Büchse, welcher andern Weibern schon aus der Ferne ein verzeihliches Gruseln verursacht, ist dem Jägermägdelein das liebste Gaudium; das weiß Euch mit Flinten, Büchsen, Pulver, Kugeln, Jagdtaschen, Hirschfängern und allerlei dem ähnlichen Geräthe umzugehen trotz einem Waidmann. So wie ein Cantorskind gewissermaßen bei dem Brummen und Summen der Baßgeige aufgezogen wird, so erzieht sich das Jägerkind beim Schall des muntern Jagdhorns und der Büchse. Und — gesetzt auch, sie wäre von Furchtsamkeit nicht ganz frei — sind denn die zwei kolossalen Jagdhunde, die sie auf Schritt und Tritt begleiten, für nichts zu achten? Sollte es einer wohl probiren, dem Mädchen nahe zu kommen, ohne daß sie es wollte; möchte ihm übel bekommen, der Spaß!

Achilles und Hektor — so rief man die beiden kräftigen Thiere — wußten nichts von dem Groll, welcher einst vor Trojas Mauern gewüthet, da diejenigen, deren Namen sie trugen, mit einander den blutigen Zweikampf bestanden; freundschaftlich lebten sie hier mit einander,

und nur darin wetteifernd, sich die Liebkosungen der Gebieterin zu erwerben. Wohl gingen sie auch mit dem Alten in den Wald, aber nur dann, wenn auch Anna mitging. Blieb Anna zu Hause, so blieben sie es auch; doch fehlte es dem Jägersmann keineswegs an Begleitung; er hatte der schnellen Thiere noch mehrere, die ihm nicht minder zugethan waren, als Hektor und Achilles dem lieblichen Mädchen. Wenn Anna den Vater in den Wald begleiten konnte, so war ein solcher Tag für sie immer ein Tag der Lust und Fröhlichkeit, ein wahrer Feiertag. Doch konnte sie dies nur selten, denn daheim lag ihr die Wirthschaft ob, die wollte versehen sein. Die Mutter war seit vielen Jahren todt; der Jäger hatte keine zweite Frau genommen. Sein einziger Trost war das Kind, das ihm die Gattin zurückgelassen hatte. Mit Lust sah er dasselbe heranwachsen, und als Anna in das Alter kam, da sie selber flink zugreifen konnte, und eines Tages zum Vater sagte: Vater, jetzt gieb die Magd weg, ich bin mir allein genug! — da sagte der Jäger: Gut; von jetzt an brauch' ich auch keinen Waidjung mehr; ich bin mir auch allein genug.

Anna war noch nicht erfahren genug, um den so plötzlichen Entschluß des Vaters in seinen Ursachen zu begreifen: so gab es denn kein Warum und kein Darum. Magd und Waidjung verließen in Kurzem das Jägerhaus und von der Zeit an, lebten Vater und Tochter in reger

Thätigkeit und ungestörter Ruhe neben einander. Der Vater ging in den Wald hinaus, das Mägdlein that, was daheim zu thun war, oder sie ging, von Hektor und Achilles begleitet, nach dem nahen Ort, wenn sie daselbst im Kaufmannsgewölbe einiges für den Hausbedarf einzukaufen hatte. Des Sonntags Morgens pflegte der Jäger den Weg nach dem Städtchen gemeinschaftlich mit seiner Tochter zu machen; sie gingen allda in die Kirche, und machten nach der Kirche hie und da bei einem oder dem andern Bekannten einen Besuch. Draußen auf dem Jägerhause empfingen sie der Gäste nur wenige; es gab eben nicht viel Zeit für Gastlichkeiten. Nur der kleine Chaim aus der „Gasse“ drüben, ging niemals an dem Jägerhaus vorbei, ohne hier Halt zu machen. Anfänglich hatte der kleine Chaim mit den beiden Hunden seine liebe Noth; sie sprangen an ihn heran, und hätten ihn unfehlbar auch niedergerissen, wenn die gute Anna sie nicht durch Schmeichelworte und Liebkosen zu besänftigen verstanden hätte. Nach und nach aber gewöhnten sich die großen Hunde an den kleinen Chaim; sie duldeten ihn, und er bildete sich darauf nicht wenig ein. Erblickten sie ihn von ferne, so liefen sie auf ihn zu, aber nicht in böser Absicht, sondern weil sie wußten, daß der kleine Chaim manchmal große Bissen bringe. Er kam auch selten leer. Und wie gut er gegen Anna war, das hatten die klugen Thiere gar bald heraus.

Der kleine Chaim trieb einen kleinen Handel mit Schnittwaaren und etlichen anderen Dingen, und versorgte das Jägermägdelein mit jenen Puzgegenständen, wie Kopftücher, Bänder, Schleifen, Kämmen, Haarnadeln u. s. w., gegen welche kein Mädchen unempfindlich ist. Anna, obwohl sie der Schmuck des Waldes war, versäumte es beßungeachtet nicht, sich selbst zu schmücken, besonders wenn sie nach dem Städtchen ging, wo sie denn allerdings die Augen aller Burschen auf sich lenkte; und da der kleine Chaim ihr die Versicherung gab, daß er ihr aus besonderer Freundschaft alle diese Herrlichkeiten um den Einkaufspreis überlasse, so bewies sie ihm auch jenes Wohlwollen in ihrem Entgegenkommen, welches den kleinen Chaim sowohl auf dem Marktplatz, wie in der „Gasse“ zu einem beneideten Mann machte. Er hielt sich in der That oft länger auf dem Jägerhause auf, als zur Abschließung der kleinen Geschäfte gerade nöthig gewesen, und Anna versäumte es in solchem Falle niemals, ihm eine Erfrischung zu bieten, die er, ohne mit den strengen Vorschriften seiner Religion in einen Zwiespalt zu gerathen, mit gutem Gewissen zu sich nehmen konnte. Er ließ sich die frische Milch, die frische Butter auf dem erquicklichen Schwarzbrot wohl schmecken, und wußte es dem Mädchen höchlich anzurechnen, daß sie niemals den Versuch gemacht, ihm ein Stück Schinken anzubieten; denn das hätte ihn in die größte Verlegenheit gesetzt. Wenn er von dannen

ging, hatte er alleweil einen und denselben Gedanken: Schade! — sagte er sich innerlich — daß Anna nicht ein Kind aus der „Gasse“ ist! Sie ist so gut zu mir! Das wär’ ein Weib für mich!

Anna wurde an Sonntagen im Städtchen nicht selten mit dem kleinen Chaim geneckt; sie ließ sich solche Neckerei harmlos gefallen; wenn die Jungen in der „Gasse“ aber den kleinen Chaim mit seiner Liebschaft im Jägerhause neckten, dann wurde das sonst so gutmüthige Kerlchen ärgerlich und sagte ihnen manches derbe Wort. Durch alles dies aber klang der heimliche Wunsch durch: Ach, wenn sie doch nur lieber ein Kind dieser „Gasse“ wär’, dann wollte ich Euch schon zeigen, wie ich wüßte, was ich zu thun hab’.

Eines Nachmittags im Hochsommer war der kleine Chaim wieder auf dem Jägerhause und plauderte mit Anna. Sie war damit beschäftigt, von einem Baum zu einem andern einen Strick auszuspannen, um die Wäsche daran zum Trocknen aufzuhängen. Die Sonne stand noch ziemlich hoch am Himmel, und die Blätter der Bäume glitzerten in ihrem Widerschein. Da kam — früher als gewöhnlich — der Jäger von Ferne des Weges daher. Die Hunde liefen ihm voraus, und kündigten seine Ankunft schon an, da er selbst noch nicht ganz deutlich wahrgenommen werden konnte.

Was mag es sein, daß der Vater heut' so zeitig heim kömmt! — sagte Anna, wie zu sich selbst.

Die Wäsch' kannst nur wieder herunter nehmen! sagte der Jäger, der mittlerweile herangekommen war.

Warum denn? — fragte Anna.

Und Du Chaim — fuhr der Jäger fort — kannst Dich auf die Beine machen, wenn Du Deine Glieder in Sicherheit bringen willst, bevor das Wetter losbricht.

Aber es ist ja heller Sonnenschein! — lachte Anna.

Lehr' Du einen alten Jägersmann sich auf's Wetter verstehn — sagte der Vater — es wird keine Stunde dauern, so wird man hier mit einem Rahn herumrudern können. Schau' dort auf's Gebirg' hinüber; das ist eine untrügliche Handschrift, auf die kannst' Dich mehr verlassen, als auf alle Kalendermacher in der Welt.

Anna nahm die Wäsche herunter, knüpfte den Strick wieder los, und Chaim empfahl sich und ging seines Weges mit so großen Schritten, als seine kleinen Füße ihm zu machen erlaubten. Und wie dankbar war er dem Jäger für den wohl gemeinten Rath; denn noch war er nicht ganz zu Hause, als sich plötzlich der Himmel zu verfinstern, und der Tag in Nacht zu verwandeln begann. Eine mächtige schwarze Riesenwolke bedeckte das ganze

Himmelsgewölbe und ein Sturm erhob sich, so wüthend, daß er den kleinen Chaim weggesegelt hätte, wenn dieser nicht eben noch zur rechten Zeit in der „Gasse“ angelangt wäre.

Das ist ein Wind — sagte Chaim, als er in die Stube trat — man soll keinen Hund hinauslassen! — Und kaum hatte er diese Worte gesprochen, als ein Platzregen niederfiel mit solcher Heftigkeit, daß in wenig Minuten die ganze „Gasse“ in einen Fluß verwandelt schien.

Da kriegt man einen Begriff von dem großen Mabbul (Sündfluth) — sagte der kleine Chaim — wovon in unserer heiligen Thora geschrieben steht.

Leg' das „Chumesch“ (die Bibel) auf den Tisch — ermahnte die Mutter.

Chaim that's. In demselben Momente aber erleuchtete ein niederfahrender Blitz die düstere Stube mit Tageshelle, und ein Krachen ließ sich vernehmen, als ob der Erdball auseinander gesprengt worden wäre.

Gelobt seist Du Ewiger, unser Gott, König der Welt, dessen Kraft und Stärke erfüllet das Weltall! — also beteten Chaim und seine Mutter gleichzeitig.

Das war ein Donner — sagte die Mutter — das muß irgendwo eingeschlagen haben!

Wenn nur nicht im Jägerhaus! sagte der kleine Chaim darauf.

Das Jägerhaus war nicht getroffen; es stand noch fest an seiner alten Stelle.

Der Jäger und seine Tochter saßen in der Stube, die Hunde lagen am Boden hingekauert.

Allmählig kam der Abend heran; die Blitze wurden seltener und verloren sich nach und nach in ein ferneß Wetterleuchten. Hie und da ließ sich zwar noch das dumpfe Rollen des Donners vernehmen, bald aber wurde er gänzlich unhörbar; die niedersfallende Fluth hatte sich ebenfalls in etwas besänftigt, der Plazregen hatte sich in einen gemächlich niederströmenden Landregen verwandelt.

Das Gewitter verzieht sich, sagte Anna.

Aber der Regen, sagte der Jäger darauf, fängt jetzt erst recht an. Ich kenne das.

Und so war es auch. Es regnete fort; nicht mehr mit der frühern Heftigkeit, aber dafür mit einer unerbittlichen Hartnäckigkeit.

Jägersleute müssen zeitig aus dem Bette, und legen sich, wenn sie können, auch zeitig nieder.

Anna stellte ein kaltes Nachtmahl auf den Tisch; sie ließen sich's behaglich schmecken, und dann gingen sie zur Ruhe. Ein Nachtlcht fehlte keine Nacht im Jägerhause. Der Alte war so gewöhnt daran, daß er ohne dasselbe gar nicht hätte einschlafen können.

Sie mochten ungefähr eine Stunde in ihren Betten gelegen haben, als plötzlich die Hunde anfangen unruhig

zu werden; Anna erwachte. Sie fuhr aus dem ersten Schlaf empor, und ehe sie noch recht fähig war, sich ihres Erwachens vollständig bewußt zu werden, rief der Vater schon aus seinem Bett herüber: Anna! Mir scheint, es klopft Einer an's Fenster.

Anna hielt den Athem an. Das Klopfen wiederholte sich jetzt, und zwar mit etwas weniger Zartheit, als es das erstemal geschehen sein mochte. Alle Hunde fingen auf einmal zu bellen an, und machten eine Musik, die dem da draußen, sollte er irgend welche böse Gedanken haben, solche zu vertreiben wohl geeignet gewesen wäre.

Anna stand auf, nahm das Nachtlicht, trat behutsam auf, und leuchtete vorsichtig gegen das Fenster. Sie konnte eine Gestalt wohl wahrnehmen, aber nur in ihren Umrissen, keinesfalls sah sie deutlich.

Es ist Jemand da, sagte Anna zum Vater. — Soll ich aufmachen?

Warte, sagte der Jäger, stand auf, nahm seine Büchse von der Wand, und trat zum Fenster.

Wer ist da? rief er barsch hinaus.

Sie kennen mich nicht! rief es zurück.

Was wollen Sie also?

Einlaß, Unterkunft nur für eine Nacht, sprach es von draußen herein in einem keineswegs flehentlichen Tone.

Soll ich aufmachen? fragte Anna wieder.

Warte, sagte der Jäger.

Sind Sie allein draußen, oder seid Ihr Eurer mehrere, rief er hierauf wieder hinaus.

Allein! lautete die bestimmte Antwort.

Gut denn — sagte der Jäger — es soll Ihnen geöffnet werden; aber der erste, der Ihnen auf dem Fuße zu folgen versucht, wird niedergeschossen.

Sich hierauf zu Anna wendend, gebot er: Mach' auf!

Anna öffnete die Thür, während der Jäger sich mit der geladenen Büchse in Positur stellte, um einen etwaigen Ueberfall gebührend zu empfangen; aber alle diese Vorsichtsmaßregeln hatten sich sogleich als unnöthig erwiesen. Es war in Wahrheit nicht mehr als Einer, der um Einlaß bat, und Einer allein konnte keine schlimme Absicht in's Jägerhaus mitbringen; es hätten können ihrer sechs sein, und sie wären von den Hunden zerfleischt gewesen, ehe dem Jäger und seiner Tochter auch nur ein Haar gekrümmt worden wäre.

Aber welche Ueberraschung bot der Eintretende den Jägerleuten! Was war's für ein wunderlicher Anzug, in dem der Fremde erschien, und wie contrastirte das Romödiantenhafte seiner äußeren Erscheinung mit dem festen, männlichen Geist, der sich in seiner Haltung, wie in seinen Gesichtszügen auszudrücken schien.

Ein großer, schöngewachsener Mann in einem Alter

von ungefähr dreißig Jahren; sein Haar war rabenschwarz, eben so der dicke Schnurr- und Knebelbart, das Auge von einem verzehrendem Feuer. Der Gang war stolz und edel. Der Mann schien viel gesehen und erlebt zu haben; man sah es ihm auf den ersten Blick an. Er trug einen knapp anliegenden schwarzen Sammetrock mit einer Reihe von Knöpfen und von mehr als gewöhnlicher Kürze, dann ein paar weiße Beinkleider mit Silberborten an den Seiten und auf dem Kopf einen ganz gewöhnlichen Cylinderhut. Das Wasser rann ihm von allen Seiten herab, als er in den Flur des Hauses eintrat; die Hunde sprangen an ihn hinan, aber ein Ruf des Jägers genügte, die behenden Thiere zur Ruhe zu verweisen.

Jesus Maria, wie sehen Sie aus? sagte das Mädchen, und der zitternde Ton ihrer Stimme verrieth, daß es nichts anderes als das reine Mitgefühl war, was ihr diesen Ausruf erpreßt hatte, wie sehr derselbe sich auch auf das Komische und Lächerliche der seltsamen Erscheinung hätte beziehen können.

Ein bißchen naß, Jungfer! sagte der Fremde darauf mit unbefangener Heiterkeit, der Himmel hat mich ein bißchen weich zu machen versucht; ich bin ihm vielleicht zu hart.

Anna sagte dem Vater etwas in's Ohr, worauf der gute Jägermann den Fremden bei der Hand faßte und sprach: Na, Gott zum Gruß! jetzt kommt nur vor Allem

und legt die Bajazzo-Kleidung ab und zieht Euch anders an, daß Ihr ausseht, wie ein Mensch.

Sie sind so naß! fügte Anna hinzu, in Furcht, der Fremde möchte durch des Vaters Rede verletzt worden sein.

Der Jäger führte den Fremden sogleich in das zweite Zimmer, gab ihm frische Wäsche hinein und seinen großen Winterpelz.

Nach wenigen Minuten trat der Fremde in der Bekleidung, die ihm in diesem Momente gar nicht unerwünscht kam, aus der zweiten Stube heraus. Anna holte eine Flasche Wein aus dem Keller herauf, setzte Brot, Butter, Schinken und Käse auf den Tisch und lud den Fremden ein, zuzugreifen.

Der Jäger setzte sich mit dem Fremden an den Tisch und sagte: Na, ein Glas Wein werd' ich auch noch mit Euch trinken. Essen aber müßt Ihr allein.

Anna konnte sich an der Gestalt des fremden Mannes, der so behaglich in dem Pelze ihres Vaters da saß, kaum satt sehen; sie konnte dies um so leichter, als der Fremde, der nach dem großen Wege, den er gemacht hatte, gerade nicht bei wenig gesegnetem Appetite war, der Schüssel, die vor ihm stand, seine volle Aufmerksamkeit zuwandte, und sie daher nicht fürchten mußte, in ihrer Beobachtung wieder beobachtet zu werden. Der alte Jäger fing nun, nachdem er mit dem Fremden das erste Glas getrunken, allmählig

an, sein sonst zugeknöpftes Wesen auf zu machen und gesprächig zu werden.

Denkt Euch, sagte er zu dem Fremden, wie Ihr da sitzt, Ihr habt mir doch ein wenig Schrecken gemacht; ich hab' Euch für einen Räuber oder Mörder gehalten, indeß Ihr einzig dem Nachtlicht gefolgt seid, das Euch aus meinem Fenster entgegenleuchtet. Ha, ha! Ihr und ein Mörder! Ich glaub', wie Ihr da sitzt, Ihr könnt keine Raube beleidigen.

Der Fremde aß, anstatt zu antworten, und nachdem er seinen Hunger gestillt hatte, wünschte man ihm Gute-Nacht und wies ihn wieder in das Zimmer, wo er sich vorher umgekleidet und worin Anna inzwischen ein gutes Lager für ihn bereitet hatte.

Nachdem der Fremde sich in die ihm angewiesene Kammer zurückgezogen und zur Ruhe begeben hatte, sagte der Jäger zu seiner Tochter: Ein sonderbarer Kauz das! Kommt da Einer hergelaufen bei Nacht in Sturm und Wetter, führt nichts mit sich, was man unter den Nagel des Daumen stecken kann, geht gekleidet wie ein Komödiant.

Warum ihm aber auch das gleich vorwerfen, sagte die Tochter.

Der Jäger aber fuhr fort: Klopft da mir nichts dir nichts an das erste beste Haus, das ihm im Wege liegt.

Soll er im Regenguß über Nacht auf der Straße bleiben? fragte Anna mitleidig.

Der Jäger fuhr aber fort: Macht sich's dann da bequem, setzt sich nieder, läßt mich reden, giebt keine Antwort und haut ein, als wenn er vier Wochen lang nichts gegessen hätte.

Er mag wohl auch starken Hunger gehabt haben!

Und legt sich dann schlafen mit einer solchen Gleichgültigkeit, wie wenn er von jeher hier zu Haus wär. Ein räthselhafter Mensch das. Wer mag er wohl sein?

Sicher sehr unglücklich.

Er war ja Anfangs ganz heiter, machte Spaß über seine nassen Kleider.

Man ist nicht immer heiter, wenn man Späße macht. Sein Herz hat von dieser Lustigkeit nichts gewußt, die war nur äußerlich.

Und was für ein schöner Mann! Ein Prachtferl! Der könnt' in keinem Grenadierregiment Schande erleben. Ich sag Dir, ein Prachtferl!

Anna zuckte mit den Achseln.

Möcht' aber doch wissen — sprach der Jäger weiter — was so einen Haderlumpen da bei Nacht und Wetter herumtreibt.

Muß justement nicht ein Haderlump sein — sagte Anna.

Hast Recht, Anna, hast Recht! sieht auch nicht aus wie einer, und doch wiederum! Ein sonderbarer Kauz! Na lassen wir ihn in Gottes Namen schlafen, und schlafen

wir auch; wir friegens ja doch mit dem Speculiren nicht heraus, und morgen —

Was morgen?

Ei nun, morgen frag' ich ihn gerad heraus.

Das willst Du?

Warum denn nicht? Hab' ich das Recht nicht dazu?

Nein!

Was ich, der ich ihm Nachtquartier biete?

Und wenn Du es ihm nicht nur für eine Nacht, wenn Du es ihm für's ganze Leben bieten möchtest, auch dann noch nicht.

Sonderbares Mädel! grad' so wunderbarlich wie Deine Mutter selig! hat sich auch oft solche Grillen in den Kopf gesetzt. Hat mich alleweil herumgefriegt.

Versprich mir Vater!

Was denn?

Daß Du ihn nicht fragst.

Und bist Du nicht ein Bissel neugierig?

Das hab' ich nicht gesagt; aber fragen könnte ich ihn nicht und wenn mein Leben d'ran hängen möcht'. Ich wollt' warten, bis er mir's selber sagt.

Da könntest lang warten.

Ich kann auch. Ich hab' Geduld. Also Du wirst nicht fragen!

Na, denn in Gottes Namen nicht, soll er laufen, was geht mich am Ende der Rauz auch an!

Gut' Nacht Vater! — sagte Anna, scheinbar als ob sie schlafen wollte, in Wahrheit aber, um das Gespräch abzuschneiden und sich ganz und ungetheilt den auf sie einstürmenden Gedanken und Empfindungen hingeben zu können.

Eins wäre nun erreicht — sagte sich das Mädchen in Gedanken — fragen wird er ihn nicht, ich hab' nun sein Wort. Es wär sonst auch Alles verloren gewesen! Der Vater denkt anders als ich. Der Vater ist gescheiter! ja, hundertmal, aber er hat nicht den raschen Blick. Daß an dem Fremden etwas Räthselhaftes ist, das ist richtig; aber was es immer auch sein mag, sein inneres Wesen kann davon nicht berührt sein und das hab' ich auf den ersten Blick erkannt. Was Fremdartiges an ihm ist, das liegt in seinem Aeußern und der gute Mensch mag viel Unglück erlebt haben, daß er gezwungen ist, sich in einer solchen Maske durch die Welt zu treiben; aber was in ihm ist, das steht auf seinem Gesicht geschrieben, und das ist echt. Sein innerer Adel ist mir nicht zweifelhaft. In seinem äußern Leben wird sicher mancher Fleck sich finden, der Vater möchte daran Anstoß nehmen, ich nicht, und darum will ich, daß sein äußeres Leben dem Vater verschlossen bleibe, so lange bis er den innern Kern dieses Fremden versteht und zu schätzen weiß. Kennt er ihn erst einmal ganz von innen, dann mag er immer auch seine Schattenseiten sehen, dann schadet's nicht mehr; aber nur nicht jetzt, nur nicht gleich anfänglich, wo ein Wort

Alles verderben könnte. Aber was ist nun anzufangen? Wie mach' ich's, daß der Vater ihn kennen lernt? was thu ich, wenn der Fremde morgen für die Gastfreundlichkeit dankt und weiter zieht? Nein, das soll er nicht. Ich will ihn zu halten wissen! Wie? noch weiß ich selbst es nicht; aber gewiß, ich laß ihn nicht fort.

Der Fremde, der da drinnen in der Kammer schlief, hatte keine Ahnung davon, daß der holdeste liebenswürdigste Mädchenkopf sich anstrengte, auf Mittel zu finnen, um ihn hier zurückzuhalten. Es war auch schon nach Mitternacht, als Anna endlich einschlief, doch fand sie der nächste Morgen zeitig wach. Das Krähen der Hühner auf dem Hofe hatte sie geweckt; sie erkannte, daß sich das Wetter geändert haben müsse. Sie freute sich nicht darüber. Sie hätte sich für den Tag einen Regenguß gewünscht, der den gestrigen womöglich noch übertroffen hätte; wäre die Natur ihr auf diese Weise zu Hülfe gekommen, so hätte sie mindestens einen Tag gewonnen; denn im Regen konnte man den Fremdling, der unter ihrem Dache Schutz gesucht, nicht ziehen lassen; aber was sollte sie machen? Ein schöner, heiterer Himmel lachte zum Fenster hinein, als sie den ersten Blick hinaus warf. Kein Wölkchen war zu sehen und schon fingen die Tropfen, die noch an den Baumblättern und Gräsern hingen, die Strahlen des am Horizonte leise aufsteigenden Sonnenballs zu spiegeln an. Das war ein Glitzern, eine fröhliche Pracht über die Erde

hingegossen, die sonst so oft ihr Herz entzündet hatte — heute nicht. Allmählig ward's im Jägerhause Tag. Anna ging in die Küche, das Frühstück zu bereiten und mittlerweile waren auch die beiden Männer aufgestanden.

Als Anna mit dem Frühstück in die Stube trat, fand sie den Fremden bereits in seiner wunderlichen Tracht, so wie er gestern angekommen war.

Thut mir den Gefallen, lieber Herr, und überkleidet Euch — sagte Anna — Ihr könnt so nicht umhergehen.

Ja, ja — setzte der Vater hinzu — sie hat Recht, Ihr seht aus wie ein Komödiant.

Das mein ich nicht — sagte Anna — aber die Kleider sind ja noch ganz naß, sie kleben Euch ja förmlich an den Gliedern; Ihr könnt' Euch eine Erkältung zuziehen.

Jungfer — sagte der Fremde mit einem unbeschreiblich graziösen Lächeln — ich habe nur Einen Gott und Einen Rock.

Das scheint mir ziemlich wahr zu sein sagte der Jäger; aber Anna sagte:

Mir fällt was ein. Probirt einmal ein Jägergewand vom Vater. Ihr habt mit ihm eine Größ' und sie wird Euch nicht entstellen.

Entstellen! — lachte der Alte — besser als diese komische Bajazzo-Kleidung wird ihm mein Jägerrock immer noch passen.

Und inzwischen — fuhr Anna fort — häng' ich Eure Kleider zum Trocknen auf.

Anna nahm hierauf aus dem Kleiderschrank des Vaters einen vollständigen Jägeranzug heraus und überreichte ihn dem Fremden mit den Worten: So, jetzt geht und machet rasch, damit das Frühstück nicht kalt wird.

Der Fremde nahm die Kleidungsstücke, verfügte sich in die Kammer, in der er die Nacht über geschlafen hatte und nach wenig Minuten kehrte er, von Kopf bis zum Fuß als Jäger gekleidet, in die Stube zurück.

Er trug ein hirschledernes Beinkleid eng anliegend, die grünen Strümpfe weit bis über die Knie heraufgezogen, ebenso ziemlich hoch hinaufreichende Jagdstiefel. Der kurze, graue Rock hatte einen grünen Kragen, grüne Aufschläge, und an den Rändern eine grüne Einfassung. Den ebenfalls grün eingefassten, und mit einer Straußfeder geschmückten Jägerhut, nahm er beim Heraustreten aus der Kammer vom Kopfe, und hielt ihn in der Hand.

Setzt den Hut einmal auf sagte der Alte.

Der Fremde that es.

Was sagst Du, Anna! fehlt ihm jetzt noch mehr als Hirschfänger, Büchse, Tasche und ein Paar Hunde zu einem vollständigen Jägersmann?

Anna schlug verschämt die Augen nieder.

Man setzte sich zum Frühstück, und ließ sich's wohl schmecken.

Nachdem das Frühstück zu Ende war, sagte der Jäger zu dem Fremden: Hört' an, ich will Euch einen Vorschlag machen; da Ihr Euch nun einmal als Jäger maskirt habt, so kommt heute mit mir auch in den Wald. Wenn Ihr auch nicht mit Büchse und Hirschfänger umzugehen wißt, das schad't nichts; wenigstens erfahrt Ihr's einen Tag, wie es sich in der Welt als Jäger leben läßt.

Anna brachte einen Hirschfänger, eine Büchse, eine Jagdtasche, und überreichte diese Jagdgeräthschaften dem Fremden, welcher sich dieselben ohne Umstände umhing, und wie er nun, als ein völlig ausgerüsteter Jägersmann dastand, so sprangen die Hunde um ihn herum, gleich als ob sie in ihm ihren neuen Herrn und Meister anerkennen wollten.

Die beiden Männer gingen auf die Jagd, und Anna machte sich an ihre Tagesbeschäftigung. Nachdem sie einiges verrichtet hatte, knüpfte sie wie gestern den Strick an den Ast eines Baumes, und spannte denselben, indem sie das andere Ende an einem zweiten Baum befestigte. Hierauf hängte sie die Wäsche und die Kleidung des Fremden zum Trocknen auf.

Raum war sie mit dieser Beschäftigung zu Ende, als der kleine Chaim des Weges daher kam.

Gott sei Dank! Das Jägerhaus steht noch auf

dem alten Fleck — rief der kleine Chaim schon aus einiger Entfernung.

Ja, was sollt's denn weglaufen? — rief Anna zurück.

Aber der Blitz und der Donner! War das eine Nacht! — sagte klein Chaim, der inzwischen herangekommen war.

Ja, es war eine merkwürdige Nacht! — entgegnete Anna.

Was sind das da für weiße Hosen mit Silberborten? — fragte klein Chaim, dessen Blick auf die fremden Kleidungsstücke fiel.

Anna war sichtlich in Verlegenheit.

Es sind Kleider — sagte sie — die einem Mann gehören.

Im Ernst! — sagte klein Chaim — glauben Sie, daß ich das da für einen Weiberrock angesehen habe?

Schäfer!

Nun ja! ich meinte ja nur, wie diese Kleider da her kommen?

Nun, weil sie ein Mann eben her gebracht hat.

In dem Regen! Der Mann muß viel Eile gehabt haben.

Vermuthlich.

Sind die Kleider zu verkaufen?

Das weniger.

Nicht einmal die Borten? 's ist echtes Silber! ich bezahl's für echtes Silber!

So? wie viel denn?

Der kleine Chaim nannte die Summe.

Ja — sagte Anna — ich weiß nicht, ob er sie hergeben will.

Wer?

Nun, der Mann.

Also der Mann ist noch da?

Er ist da, und ist auch nicht da.

Das versteh' ich nicht. Ist er vielleicht versteckt?

Warum nicht gar? Der hat's auch nöthig, sich zu verstecken!

Anna! Anna!

Was denn?

Soll ich Dir etwas Neues sagen?

Nun her damit.!

Du bist verliebt!

Ich verliebt? vielleicht gar in Dich?

Laß' den Spott! in den Mann!

In den Mann? in welchen Mann?

Der da ist, und auch nicht da ist.

Woher weißt Du das?

Ich versteh' mich darauf.

Und gesetzt, es wär', geht's Jemanden was an?

In der „Gasse“ hänseln sie mich mit Dir!

Was liegt daran? Das kann Dir ja gleichgültig sein.

Es wäre mir gleichgültig, wenn Du mir gleichgültig wärst.

Also eine Liebeserklärung, oder gar einen Heirathsantrag? fragte Anna nicht ganz ohne Spott.

Chaim aber ergriff Anna's Hand und sagte: Keines von beiden. Hör' mich an, Anna. Von mir red' ich nicht. Ich bin ein Jude, und Du bist Christin. Genug davon. Meine Leidenschaft will ich tödten, aber den Trost möcht' ich haben, daß derjenige, der Dich einmal bekommt, auch werth ist Dich zu bekommen.

Er ist es! rief Anna freudig aus.

Chaim aber, der das Zittern ihrer Hand fühlte, setzte fort: Du brauchst nicht zu erschrecken, Anna, daß Du mir Dein Geheimniß entdeckt hast. Auf mich kannst Du Dich verlassen. Wer im Stande ist, ein solches Feuer in sich zu löschen, wie es in mir brennt, der muß zu einem Menschen eine große Freundschaft haben. Willst Du diese Freundschaft annehmen, so versprich mir Eins, versprich mir, vor mir nichts geheim zu halten, was Dich innerlich bewegt. Schütt' mir Dein Herz aus, Anna!

Ja! ja! — sagte Anna — von Herzen gern! denn ich habe Vertrauen zu Dir.

Während Anna nun dem kleinen Chaim ihr Herz

öffnete, und ihm schilderte, welche Wandlung sie seit gestern Abend in sich erfahren, schritten die beiden Männer wohl gemuth durch den Wald.

Von der Sonne, die inzwischen beträchtlich an ihrem Bogen aufgestiegen war, hatten sie nichts zu leiden, gegen ihre Gluth schützten sie die dicht belaubten Kronen der Waldbäume, wohl aber fielen, wie sie so unter den Bäumen den knorrig durchwachsenen Fußpfad hingenen, noch manche Regentropfen auf sie herab, welche an den Blättern hängen geblieben waren und die sich löslösten, sowie ein leises Lüftchen durch die Blätter fuhr und dieselbe in eine gelinde Bewegung versetzte. Auch war der Boden noch durchweicht, und an vielen Stellen standen Wasserpflützen, die sie nur dadurch vermeiden konnten, daß sie einen Umweg machten, wobei sie aber durch das nasse Waldmoos waten mußten. Sie strebten deshalb einer sonnenhellen Waldeslichtung zu, die sie auch bald erreichten. Ein Rudel von Hirschen und Rehen hatte sich hier gelagert, und der Fremde wunderte sich, daß die Thiere ruhig liegen blieben, und bei ihrer Ankunft keinerlei Scheu verriethen.

Ich habe mir diese Thiere nicht so zahm gedacht — sagte er.

Sie sind es auch nicht — erwiderte der Jäger — wärt' Ihr allein hierhergekommen, sie hätten sich alle längst erhoben, und kein einziges von ihnen wäre jetzt

mehr zu sehen; aber mich kennen sie schon. Sie wissen, daß ich ihnen nichts zu Leide thue, ja, ich kann hier meine Büchse abfeuern, und es erschreckt sie nicht, und sie laufen nicht davon.

Also schießt Ihr nie auf diese Thiere? — fragte der Fremde.

O ja, das wohl; wir haben des Oestren große Jagden im Revier, aber an gewöhnlichen Tagen gehe ich höchstens auf ein paar Hasen; die Hirsche und Rehe laß ich ungeschoren. Halt, paßt auf!

Was giebt es?

Es kam mir vor, als hörte ich ein Krachen, wie von fallendem Holz! Das Gesindel kennt meine Gutmüthigkeit, und wagt nun am helllichten Tag, was es früher, so lang mein Waidjung da war, nicht einmal bei Nacht gewagt hat.

Wie meint Ihr?

Nun, der hat keinen Spaß verstanden. Wenn ihm ein Wilddieb oder Waldfrevler nicht Stand halten wollte, er machte sich nichts draus ihn anzuschießen; ich freilich, ich scheue Menschenblut, und das weiß das Pack sehr gut, und wird nur um so fecker und zudringlicher.

Der Fremde schwieg und schien nachdenklich, der Jäger aber setzte fort:

Ihr könnt Euch gar nicht vorstellen, was man mit diesen Leuten aussteht. Zum Glück haben sie noch vor

meinen Hunden einigen Respect; hätt' ich die Hunde nicht, die Kerle möchten mir den ganzen Wald, so groß er ist, auf dem Buckel wegtragen. Doch warum seid Ihr auf einmal so nachdenklich und schweigsam geworden? Ist Euch etwas?

Jäger — sagte der Fremde — Ihr habt da vorhin ein Wort gesprochen, das will mir jetzt nicht mehr aus dem Sinn.

Hab' ich Euch beleidigt?

Bewahre.

Also was denn?

Das, was Ihr scheut.

Ja, ich glaub's gern, daß Einer von Menschenblut nicht einmal sprechen hören kann. Mein Gott! es ist ja auch kein Spaß, besonders für einen Menschen wie Ihr, der sein Lebtag keine Büchse in der Hand gehabt hat.

Ihr irrt Euch, Jäger.

Wie? wärt' Ihr vielleicht gar ein Jägersmann?

Keineswegs der Neuling, für den Ihr mich zu halten scheint.

Ihr scherzet.

Ich will Euch eine Probe geben.

Das wäre?

Doch wozu? warum auch aus Uebermuth das Blut eines unschuldigen Thieres vergießen. Ich will Euch eine

andere Probe geben, eine Probe meines Vertrauens. Jäger! Ihr seid der erste Mensch in der Welt, der mich freundlich aufgenommen, ohne nach meinem Namen und meinen Verhältnissen zu fragen.

Ja, hab' ich denn ein Recht dazu?

Gewiß habt Ihr's!

Da schau Einer das vermaledeite Mädel an! was die mir nicht noch Alles einreden wird.

Was sagt Ihr da?

Ei nichts, ich meinte nur so, weil Ihr sagtet, daß ich das Recht hab'.

Ja, Ihr habt's, aber daß Ihr davon keinen Gebrauch gemacht habt, das flößt mir zu Euch ein ungeheures Vertrauen ein.

Die beiden waren auf ihrer Streiferei durch den Wald aus der Richtung, in der wir sie vorher gesehen haben, längst wieder in das Dickicht des Waldes eingetreten, und gleich, als ob es hier noch nicht dunkel genug wäre, zog der Fremde den Jäger von dem ausgetretenen Fußweg ab, nach der Seite hin, an eine noch dunklere Stelle, und hier sagte er: So wißt denn, ich hab' Menschenblut vergossen.

Der alte Jäger war kein furchtsamer Mann, doch trat er bei dem furchtbaren Geständnisse des Fremden schauernd einen Schritt zurück, und war unfähig, ein Wort hervorzubringen.

Auch der Fremde zitterte, nachdem er das schauerliche Wort gesprochen, und so standen denn die beiden Männer eine geraume Weile schweigend einander gegenüber.

Kommt — brach endlich der Jäger das schauerliche Schweigen — verlassen wir diesen düstern Ort.

Ihr fürchtet Euch doch wohl nicht gar vor mir?

Ich fürchte keinen Einzelnen; denn Einer bin ich auch.

Aber Ihr denkt schlecht von mir; Ihr haltet mich wohl gar für einen Mörder?

Ihr seid ein räthselhafter Mensch. Ihr habt Menschenblut vergossen und fragt, ob ich Euch für einen Mörder halte! Seid Ihr denn etwa ein Scharfrichter?

Kommt Jäger, Ihr sollt meine Geschichte hören, und dann urtheilt über mich.

Die beiden Männer verließen nun das finstere Waldesdickicht, und schritten wieder einer Richtung zu. Als sie in die Richtung heraustraten, und das helle Sonnenlicht vom blauen Himmel auf sie niederfiel, da athmeten sie beide ordentlich auf. Sie waren in der Nähe der Waldruine.

Es ist hier eine alte, verfallene Ritterburg in der Nähe — sagte der Jäger — dort laßt uns hingeh'n. Der Platz wird zu Eurer Erzählung trefflich passen; denn ich muß Euch sagen, ich bin auf eine schauerliche Mord-

geschichte gefaßt. Ihr sonderbarer Mensch habt mir seit gestern Abend schon viel zu denken gegeben.

Sie erreichten in Kurzem die alte Ritterburg. Vorn neben dem eisernen Gitterthor vor dem äußern Hofraum, über welchem einige mächtige, aus Stein gehauene Hirschköpfe ihre Riesengeweihe in die Luft hinausstreckten, war eine niedere roh behauene Steinbank. Auf diese Steinbank setzten die beiden Männer sich nieder. Die Kühlung, welche aus dem Steine den Männern in die Glieder fuhr, wirkte gar wohlthätig, die kurz vorher erlebte Aufwallung in Etwas abzukämpfen, und der Fremde begann in ruhigem Tone :

Ich bin weder ein Mörder, noch ein Scharfrichter; ich bin ein Offizier der französischen Armee.

Ein französischer Offizier sind Sie? fragte der Alte respektvoll verdutzt, schüttelte aber doch dabei ein wenig ungläubig das Haupt.

Halt, erwiderte der Fremde, jetzt bin ich es freilich nicht mehr! ich war es aber, und es ist noch kein Jahr her, seitdem ich in meinen Epauletten dem großen Kaiser in Paris von Angesicht zu Angesicht gegenüber gestanden.

Wie? dem Napoleon selbst? wirklich, den habt Ihr gesehen?

So deutlich wie ich Euch hier sehe.

Merkwürdiger Mensch! wer hätte das in Eurer spaßigen Comödiantenkleidung suchen sollen? brummte der

alte Jäger. Erzählt, erzählt! fügte er rasch hinzu, ich brenne vor Begierde, Eure Geschichte zu hören.

Ihr wißt vielleicht, sagte der Fremde, was ein Duell ist!

Ob ich's weiß, erwiderte der Jäger, ein Unsinn ist es. Da sitzen zwei ganz heiter beisammen und sind die besten Freunde von der Welt. Der Eine sagt mit einem Mal eine Dummheit, der Andere giebt eine Sauerei darauf zurück und die Geschichte ist fertig. Man ist beleidigt, man fordert heraus und da laufen nun die beiden Narren in ihrem Zorn hin, um sich gegenseitig todt zu schlagen Ist's nicht so? — Unsinn! wie wenn bei solcher Mekelei auch etwas Vernünftiges herauskommen könnte.

Guter Mann, sprach der Fremde, Ihr habt mir in wenig Worten meine eigene Geschichte erzählt.

Ein Duell also habt Ihr gehabt?

So ist es.

Und seid nicht todt geschlagen worden?

Hätt' er das Glück gehabt, hätte er mich erschlagen; so hab' ich das Glück gehabt und hab' ihn erschlagen!

Ein schönes Glück das! einen Menschen todt schlagen!

Nicht wahr? ja das sag' ich heute auch; aber damals, was hätte ich machen sollen? Ich hatte nur die eine Wahl: Er oder ich, einen dritten Fall hat's nicht gegeben.

Was Ihr hättet machen sollen? Unsinn! Nicht schlagen! um keinen Preis.

Ihr könnt' leicht reden. Ihr lebt hier auf Eurem Jägerhaus in friedlich stiller Zurückgezogenheit. Von den heftigen Stürmen des Lebens bleibt Ihr unberührt. Das geht aber ganz anders her auf dem großen Schauplatz der Welt. Ein Offizier darf kein Duell zurückweisen, ohne in den Augen seiner Kameraden ehrlos zu erscheinen!

Ja, ja, ja! sagte der Jäger, mit der Hand eine heftig abwehrende Bewegung machend, ich weiß, ich weiß, ich kenne ja den Unsinn: Wenn er sich nicht schlägt, ist er ehrlos, und wenn er sich ja schlägt, nun was dann dabei herauskommt, das seht Ihr nun —

Nur zu gut.

Da hat Einer einen lebendigen Menschen todt geschlagen wegen einer Dummheit für nichts und wider nichts und läuft dann hin durch die Welt als ein —

Flüchtling ohne Ruh' und ohne Rast. Sprecht's nur heraus das Wort. Es ist ganz mein Fall. Wie Cain, nachdem er seinen Bruder Abel erschlagen, bin ich gezwungen, unstät und flüchtig durch die Welt zu irren, ohne irgendwo eine Ruhestätte zu finden. Ihr, Jäger, seid der erste Mensch, dem ich mich entdecke, denn Ihr habt mir Vertrauen eingeflößt, wie noch Keiner; jetzt urtheilt über mich, wie Ihr könnt.

Und Ihr sollt das auch nicht umsonst gethan haben.

Ihr seid mir fremd, aber Euer Schicksal geht mir nahe. Wenn Ihr meinen Vorschlag annehmen wollt, so sollt Ihr nicht mehr unstät und flüchtig durch die Welt zu irren brauchen. Ich biete Euch eine Freistätte.

Ist das Euer Ernst?

Seid Ihr vielleicht zum Späßen aufgelegt? ich nicht. Hört mich an. Die Sache wird leichter gehen, als es es scheint. Das Mädel hat mit der Jägerkleidung da einen guten Einfall gehabt, der soll uns zu Statten kommen. Ihr legt die Jägerkleidung die Ihr da an habt, gar nicht wieder ab. Ich — nun man sieht es ja — ich werde mit jedem Tage älter, ich brauch' nun wieder einen Waidjung — Ihr seid es, Punktum!

Wie soll ich Euch danken für so viel Güte und Menschlichkeit?

Wie Ihr mir's danken sollt, das will ich Euch sagen. Lasset meine Anna nichts wissen von dem, was Ihr mir erzählt habt. Sie ist ein gutes Kind, sie ist gar mitleidig und theilnahmvoll. Sie wird Euch oft fragen, wie es Euch in früheren Jahren ergangen, ehe Ihr zu uns auf's Jägerhaus gekommen seid. Lasset sie nichts merken! Wenn die's erfährt, daß ein Mensch, der einen anderen Menschen erschlagen, unter unserm Dache lebt, sie hätt' von der Minut' an keine ruhige Stund' mehr. Also Maul halten! verstanden? Im Uebrigen werdet Ihr bei mir nicht belästigt sein; unter dieser Waidmannskleidung wird

kein Mensch einen entlaufenen französischen Offizier vermuthen. Eure Hand! Und halt! Noch Eins! Wie heißt Ihr? — darnach muß ich Euch doch noch fragen.

Kennt mich Franz! sagte der Fremde, indem er dem Jäger die Hand reichte.

Die beiden Männer erhoben sich sodann von der Steinbank. Es war Zeit, an die Rückkehr in's Jägerhaus zu denken. Die Sonne hatte einen beträchtlichen Theil des absteigenden Bogens zurückgelegt und die Wanderer durften keinen Umweg machen und mußten tüchtig ausschreiten, wenn sie das Jägerhaus noch vor Sonnenuntergang erreichen wollten.

Als sie dem Jägerhause nicht mehr fern waren, und die vorauseilenden Hunde ihre nahe Ankunft verkündigten, lief ihnen Anna entgegen.

Nun, wie ist's Euch bekommen im Wald? fragte Anna den Fremden.

Danke, Jungfer! erwiderte dieser, sehr wohl.

War Euch die Büchse nicht zu schwer?

Kreuz-Mädel, sagte der Alte, woher hast Du's denn auch wissen können, daß er ein gelernter Jäger ist?

Was? ein gelernter Jäger? fragte Anna überrascht.

Was denn? sprach der Alte.

Und habt Ihr auch einen guten Schuß gethan? fragte sie weiter.

Der Alte aber antwortete statt seiner: Einen guten

Schuß? das will ich meinen; ich hab' ihn dafür zu meinem Waidjung' gemacht.

Nicht möglich!

Nicht möglich? warum denn nicht?

Zu Deinem Waidjung?

Gewiß! Franz bleibt bei uns!

Franz heißt er? fragte Anna und lief verschämt davon.

Der Vater aber rief ihr nach: Heda, Anna! Du wirst doch inzwischen in der Küche nicht müßig gewesen sein. Wir bringen einen schrecklichen Hunger mit. Mach rasch. Du weißt, was der da leisten kann, Du hast's gestern Abend schon gesehen.

Kurz darauf saßen die beiden Männer und Anna beim erquickenden Mahle.

Franz — so wollen wir den Fremden fortan nennen — war nun die zweite Nacht im Jägerhause. Wie verschieden war sie von der ersten! Gestern draußen vor dem Fenster in Sturm und Regen als ein Schutz- und Obdachloser, Unterkunft suchend für eine Nacht, mit Mißtrauen empfangen und aus Mitleid aufgenommen, hatte er heute bereits hier eine neue trauliche Heimath gefunden, wo er sich behaglich einrichten konnte. — Gestern noch ein Fremdling, ein Flüchtling, verlassen von aller Welt, und im Genuß der kurzen Rast schon an die Mühseligkeiten der weitem Irrfahrt denkend, hatte er sich heute bereits das Wohl-

wollen und die Liebe guter Menschen erworben, die das Bestreben zeigten, ihm das Leben so angenehm wie möglich zu machen. Freilich wußte er noch nicht, was Anna für ihn fühlte; aber war es denn nicht schon an dem genug, was sie ihm Gutes und Liebes erweisen konnte, ohne ihr innerstes Gefühl zu verrathen?

Die vier Menschen — wir dürfen nämlich den kleinen Chaim, der so zu sagen halb und halb zum Jägerhause gehörte, nicht außer Acht lassen — standen einander mit so eigenthümlichen Beziehungen gegenüber, daß es wohl der Mühe nicht unwerth ist, diese ihre gegenseitige Stellung ein wenig in's Auge zu fassen.

Anna vermochte sich nicht zu erklären, wie es gekommen sein mag, daß der Vater den Fremden im Hause zu behalten beschloß. Welche Beweggründe ihn bestimmt haben mögen, sie hätte vergebens gesucht, es zu errathen. So viel stand für sie zwar fest, daß etwas Wichtiges, ja etwas Außerordentliches zwischen den beiden Männern abgemacht worden sein müsse; denn der Vater hatte ja gar nicht daran gedacht, sich wieder einen Waidjungen zu nehmen, woher kam so plötzlich dieser Entschluß? Auch schien ihr der Fremde, trotz der Versicherung des Vaters, daß Franz ein gelernter Jäger sei, doch nicht von Kindesbeinen an, das Jägerhandwerk getrieben zu haben. Ein Jägerkind hat für derlei ein gar gutes Auge, besonders, wenn dieses Jägerkind ein verliebtes Mägdlein ist, welches den

neuen Waidjung mit etwas mehr Aufmerksamkeit, als gerade nöthig ist, betrachtet. Sie konnte aus der Sache nicht klug werden. Der Vater beobachtete über die Scene im Walde ein unverbrüchliches Stillschweigen und sie konnte aus seinen Reden auch nicht ein Wort herausfinden, das ihr als eine Handhabe, als eine Art von Schlüssel hätte dienen können. Fragen mochte sie den Vater durchaus nicht; aus mehr als einem Grunde. Erstens war sie es selbst gewesen, die dem Vater das Versprechen abnahm, den Fremden nicht nach seinen Verhältnissen zu fragen; sie mußte jetzt dem Vater den Beweis liefern können, daß sie sich selbst auch die Strenge aufzuerlegen im Stande sei, die sie von ihm verlangt hatte; zweitens war sie in Furcht, durch eine unzeitige Frage, dem Vater gegenüber, eine größere Theilnahme für den Fremden bloßzulegen, als der Jägerstochter für den Waidjung gebührt. Sie konnte die Sache so ganz und gar nicht begreifen, daß sie oft bei hell-lichem Tage zu träumen wähnte. Oder war es vielleicht auch nicht merkwürdig genug, daß ein wildfremder Mensch da bei Nacht in Sturm und Regen um Einlaß bittet, daß der Vater ihn mindestens für einen Räuber oder Straßendieb hält, daß er ihm mit geladener Büchse und einem halben Duzend behender, kräftiger Hunde an der Seite, kurz nur mit der äußersten Vorsicht den Einlaß gewährt, daß ein Mensch in der seltsamsten und lächerlichsten Tracht von der Welt zur Thür hereintritt, und daß er in eben diesem Augen-

blicke im Stande ist, ihr Herz zu rühren, wie es noch nie gerührt worden war, daß er trotz dieser lächerlichen Tracht sie in einer Weise bewegt, wie sie noch nie durch den Anblick eines Mannes bewegt worden, daß sie selber den innern Werth dieses Mannes sogleich erkannt, oder mit ihrem weiblichen Ahnungsvermögen zu erkennen glaubt, daß sie daher auf Mittel sinnt, den Fremden hier zurückzuhalten, und daß ein Auskunftsmittel, welches ihr beim Anblick seiner durchnässten Kleider durch den Sinn fährt und von welchem sie sich höchstens Verlängerung seines Aufenthalts um einen Tag versprechen kann, daß dieses selbe Auskunftsmittel hinreichend gewesen sei, den heißesten Wunsch ihres Herzens zu erfüllen, und den geliebten Mann, den sie nun nicht mehr missen konnte, dauernd an das Haus ihres Vaters zu fesseln? Sollte es sie vielleicht nicht Wunder nehmen, daß sie ohne Kampf erreicht, was nur durch einen hartnäckigen Kampf und selbst dann noch nicht gewiß erreichbar schien? sollte sie nicht zu träumen wähnen, daß ihr das Glück wie ein Traum, wie ein Geschenk vom Himmel herab in den Schooß gefallen? Aber wie ungreiflich ihr die Sache auch erscheinen mochte, das Glück, welches sie empfand, war so groß, daß sie es genoß, ohne es durch den Gedanken, woher es gekommen sei, zu trüben. Genug für sie, es war da, und sie nahm es mit dankbarem Gemüthe hin.

Franz hätte aus der großen Welt, in der er vorher

gelebt hatte, viel weniger Erfahrungen in die kleine, stille Jägerhütte mitbringen müssen, um nicht aus hunderterlei Anzeichen die entzückende Entdeckung zu machen, daß er von dem liebreizendsten Geschöpfe der Welt wahr und warm geliebt werde: er wäre aber dieser Liebe nicht würdig gewesen, wenn er seine Entdeckung dazu benützt hätte, die für ihn erwachte Leidenschaft zu einem bloßen Spielzeug seiner Laune zu machen; er war ein zu aufrichtiges Gemüth, als daß er von soviel Liebe und Güte, von soviel Schönheit des Geistes und des Körpers nicht hätte innerlichst gerührt werden sollen, und was denn geschehen mußte, geschah. Zwei Herzen, die zu einander gehörten, und die einander entgegenschlugen, hatten sich bald gefunden und verstanden. Mit dem ersten Kuß, den der kühne Mann auf die zitternden Lippen des leidenschaftlich erregten, aber schüchternen Mädchens drückte, war der Bund ihrer Herzen für alle Zeiten geheiligt.

Der alte Jäger und der kleine Chaim befanden sich, dem liebenden Paare gegenüber, in einer ähnlichen und doch wieder gänzlich verschiedenen Situation.

Menschen, die ein Geheimniß zu bewahren wissen, denen ein ihnen anvertrautes Geheimniß heilig ist, zehren an einer gewissen inneren Freude, mit der sich so leicht keine andere freudige Empfindung vergleichen läßt. Sie sind selten, diese Menschen, die da neben uns umher gehen mit einem Heiligthum im Herzen und kein Hauch ihres

Mundes verräth, was sie im innersten Busen bewahren. Der alte Jäger und der kleine Chaim gehörten zu dieser seltenen Menschenklasse. Wie der Jäger das Geständniß des Fremden in sich einschloß, so wußte Chaim Anna's Geheimniß fest zu halten, daß ihm auch nicht der kleinste Zipfel desselben entwichte. Wenn er da war auf dem Jägerhause, wenn sie nach des Tages Mühen manchmal alle Biere so beisammen saßen und Franz und Anna in unbefangener Weise von den gleichgültigsten Dingen mit einander sprachen, als ob sie sich nicht viel Wichtigeres zu sagen hätten, da mochte der alte Jäger bei sich wohl denken: Wenn die wüßte, was ich weiß! Nicht minder mochte in einem solchen Momente der kleine Chaim den Gedanken hegen: Wenn der Alte seiner Tochter so auf den Grund des Herzens sehen könnte, wie ich es thue.

Waren die beiden aber einander ähnlich in der Festhaltung des jeweiligen Geheimnisses, so unterschieden sie sich doch desto mehr in dem Grade der Beobachtung.

Der Jäger hatte zwar Erfahrung genug, um zu wissen, wohin es in der Regel führt, wenn ein junger Mann und ein junges Mädchen unter einem Dache wohnen, zumal wenn das Haus, wie hier, in einiger Entfernung von dem Städtchen steht, und die jungen Leute so auf einander mehr als unter anderen Umständen angewiesen sind. Das war auch die Rücksicht, die ihn bestimmt hatte, vor einigen Jahren, zu einer Zeit, da er die körperliche

Entfaltung seiner Tochter mit väterlichem Wohlgefallen zu betrachten anfang, den Waidjung, den er bis dahin zur Aushülfe in seinem Geschäfte gehabt hatte, aus dem Haus zu geben. Diese Rücksicht ließ er jetzt plötzlich fallen, das Gefühl der Menschlichkeit, einem obdachlos herumirrenden Mann, der durch Unglück in eine so schutz- und hilflose Lage getrieben worden war, eine Rast- und Ruhestätte anzubieten, hatte diese Rücksicht überwogen. Er hätte dem Fremden sein Haus nicht verschlossen, auch wenn er sich gemüßigt gesehen hätte, denselben auf Schritt und Tritt zu überwachen; merkwürdigerweise aber fühlte er gerade gegen den Mann, den er nur unter den äußersten Vorsichtsmaßregeln in sein Haus eingelassen, von der Stunde an, da dieser sich ihm im Walde in so offenherziger Weise entdeckt hatte, auch nicht mehr das leiseste Mißtrauen; auch war Anna ja inzwischen um einige Jahre älter geworden, und er konnte — so war wenigstens seine Meinung — sich auch jetzt schon auf ihre eigene Klugheit verlassen. So kam es, daß er die Empfindungen, die zwischen Franz und Anna ausgetauscht wurden, nicht im Mindesten zu belauschen schien.

Ganz anders standen die Dinge, wie sie der kleine Chaim ansah. Das unscheinbare Männlein hatte einen ziemlich respectablen Verstand; und da er diesen nicht anzustrengen brauchte, um eine Beziehung zu entdecken, die für ihn ganz offen da lag, so konnte er seine ganze Kraft

darauf concentriren, den räthselhaften Mann mit prüfendem Auge zu beobachten. Daß Anna den Fremden liebte, nahm ihn, sobald er denselben das erste Mal gesehen hatte, wenig Wunder. Er fand es vollkommen begreiflich, was ein Mann wie dieser, in dessen Gesicht und Haltung der Stempel überragender Eigenschaften ausgedrückt war, auf ein so lebhaftes und empfängliches Gemüth wie Anna für einen Eindruck machen mußte. Mehr wunderte er sich über das Wohlwollen, mit welchem der Jäger den Fremden behandelte. Woher rührt dies? — fragte er sich. — In welchem Verhältniß stehen die beiden Männer zu einander? was mag es für eine merkwürdige, geheime Beziehung sein, die den alten Mann an den Fremden fesselt, und was kann eine Verbindung wie diese in so kurzer Zeit, und unter so absonderlichen Umständen bewirkt haben?

Allerdings hatte Anna — wie wir uns erinnern — sich ähnlich lautende Fragen gestellt. Allein der Unterschied ist nur zu klar. Anna beruhigte sich über ihre Fragen bald durch das Glück, das sie empfand. Nicht also der kleine Chaim. Er wurde von diesen Gedanken, die da in ihm auftauchten, gepeinigt. Anna nahm das Unbegreifliche der Lage mit jenem kindlichgläubigen Gemüthe hin, mit welchem das Wunder erfaßt, und doch nicht begriffen wird. Nicht also der kleine Chaim, er wälzte in seinem Gemüthe die Zweifel hin und her, und forschte eifrig, um eine

Spur zu entdecken, die zur Aufklärung des Räthsels führen könnte.

Anna gab sich dem fremden, unbekannten Mann mit der vollen Gluth ihres jungfräulichen Herzens im fragelosen Vertrauen hin; nicht also der kleine Chaim, welcher sich halb und halb durch die Dazwischenkunft des Fremden aus einem Herzen verdrängt glaubte, in welchem er freilich in dem Sinne, wie er es gemeint, eigentlich niemals gelebt hatte. Chaim konnte bei den oben aufgeworfenen Fragen nicht stehen bleiben. Sie führten auf weitere Fragen zurück: Wer ist der Fremde? Wo kommt er her? Warum gerade in einer so stürmischen Nacht? Warum in einer so sonderbaren Tracht, wie diejenige, die er gesehen, als Anna die Kleider des Fremden zum Trocknen aufgehängt hatte? Alle diese Fragen, und noch viele andere beschäftigten lebhaft seinen Geist, und er verabsäumte keine Gelegenheit, den Fremden zu beobachten. Jedes Wort, das derselbe sprach, wurde von dem kleinen Chaim auf die Goldwage gelegt, überall untersucht, ob sich nicht irgendwie ein Wort anders deuten lasse, als es scheinbar gemeint sei, und so kam es, daß Franz, der von dem alten Jäger mit äußerstem Wohlwollen behandelt und von Anna mit der glühendsten Leidenschaft geliebt wurde, sich inmitten dieses Paradieses auf Erden von einem Engel mit flammenden Schwerte bewacht sah, der bereit schien, ihn bei der ersten, besten Gelegenheit aus demselben zu ver-

treiben. Denn es konnte Franz nicht entgehen, in welcher Weise der kleine Chaim sein prüfendes Auge des Oestern auf ihn gerichtet hielt.

Es war einmal die Rede von Waldgeistern, von Wassergeistern, von Nixen und Wichtelmännlein und dergleichen Spuckgestalten; die Rede kam auf Zwerge und Riesen.

Das Zwergvolk, sagte Franz, ist ein hinterlistiges Völklein. In so einem kleinen unscheinbaren Kerlchen steckt mehr Verschlagenheit, als in dem ganzen Menschengeschlecht.

Dabei warf er einen verächtlichen Blick auf den kleinen Chaim. Dieser aber sagte:

Wie soll es denn anders sein? Der Zwerg hat keine Kraft in seinen Gliedern, seine Kraft ruht in seinen Gedanken. Wie sollte er anders auch den Kampf mit einem Riesen aufnehmen, wenn er nicht strebt, ihn zu überlisten.

Ein verächtliches Volk! sagte Franz, das im offenen Kampf nichts ausrichtet, und daher immer im Geheimen herum spionirt. Der Riese ist offen, und giebt sich, wie er ist. Er thut es im Bewußtsein seiner Kraft, auf die er sich verlassen kann.

Und doch, sagte der kleine Chaim spöttisch, giebt es auch manchmal einen Riesen, der sehr wenig offen ist, und der sich sehr wenig giebt wie er ist; der im Gegentheil sehr viel geheim zu halten scheint.

Wie meint Ihr das, Chaim? fragte der alte Jäger.

Nun, ich meine, sagte Chaim mit schlauem Lächeln, daß es Ausnahmen von der Regel giebt. Ihr wißt ja Meister Jäger! Keine Regel ohne Ausnahme.

Ein andermal war die Rede von den verschiedenen Beschäftigungen der Menschen.

Der Handel, bemerkte Franz, ist eine Nothwendigkeit, aber ich möchte kein Handelsmann sein. Ein Mensch, dessen ganzes Trachten darauf gerichtet ist, Gewinn zu erzielen, muß nothwendig immerfort auf Mittel denken, den andern zu übervorthheilen, und sein Gemüth wird enge und voll von Selbstsucht.

Sagt mir, Herr Waidjung! mit Verlaub — erwiderte Chaim — welcher Mensch denn eigentlich keinen Handel treibt? Der Eine handelt mit Kopfstüchern, Bändern, Cattun und Leinwand oder mit alten Kleidern, ein anderer handelt mit Empfindungen; und wenn ein solcher dieselben für echt ausgiebt, und bei sich weiß, daß sie unecht sind, so ist er ein ärgerer Betrüger, als der größte Falschmünzer. Scheltet mir darum meinen Handel nicht, ich sage Euch, es kann auch ein kleiner Handelsmann das Herz auf dem rechten Fleck haben, und oft hat er's mehr, als mancher Andere, der stolz auf ihn herabsieht.

Wieder ein andermal war die Rede von der Jagd. Franz sagte:

Wir Menschen nehmen uns doch eigentlich den Thieren gegenüber sehr viel heraus. Wir sind recht grausam gegen die Thiere. Mit welchem Rechte tödten wir sie?

Ihr seid kein rechter Jäger, mit Verlaub! — sagte Chaim — man möchte meinen, wenn man Euch so reden hört, daß Ihr noch nicht lange Zeit Jäger seid. Welchem Jäger, der an sein Handwerk gewöhnt ist, wird ein solcher Gedanke kommen. Er schießt auf Hasen, Hirsche und Rehe, wie der Tischler sein Holz zersägt, ohne viel zu denken. Wird der auch fragen, ob's dem Holz weh thut?

Ein Thier und ein Stück Holz ist aber doch zweierlei — meinte Anna, die Parthie ihres Franz ergreifend — eine Grausamkeit bleibt es doch immerhin.

Grausamkeit hin, Grausamkeit her — erwiderte Chaim — es giebt Leute, die so weichmüthig sind, daß sie in Ohnmacht fallen, wenn sie ein Hühnchen schlachten sehen, oder wenn sich der Nachbar einen Schnitt in den Finger giebt. Glaubt Ihr, daß solche Leute immer die besten Menschen sind.

Ein Zeichen von Gutmüthigkeit, meinte Anna, wird es doch wohl sein!

Nicht im Geringsten, erwiderte Chaim, höchstens ein Beweis von schwachen Nerven.

Meint Ihr, daß ich schwache Nerven habe? — fragte Franz mit Ironie.

Chaim aber erwiderte: Oho, wer spricht von Euch? Könnt Ihr denn kein Blut sehen?

Eine ähnliche Wendung nahmen die Gespräche oft, wenn Chaim auf dem Jägerhause sich einfand. Franz fühlte in dessen Nähe ein unheimliches Bangen, und drückte diese Empfindung dem alten Jäger gegenüber auch aus.

Ich weiß nicht, sagte er, ich habe gegen diesen Menschen eine unüberwindliche Abneigung. Weiß Gott, er hat mir doch nie etwas zu Leid gethan, aber jedes Wort, das er spricht, ärgert mich, und ist mir ein Stich in's Herz.

Ihr thut ihm Unrecht, Franz! sagte der Jäger, der kleine Chaim ist der harmloseste Mensch von der Welt, und gewiß, nichts liegt ihm ferner, als Euch zu beleidigen.

Aber seine Worte sind so spizig!

Ah, Ihr müßt nicht vergessen, daß er ein Jude ist. Die Juden haben das Eigenthümliche, daß sie Alles mit einem gewissen Nachdruck aussprechen, und dann kommt es denn so spizig heraus; dem liegt aber durchaus keine böse Absicht zu Grunde.

Meint Ihr, Jäger, meint Ihr wirklich?

O gewiß! Dann müßt Ihr auch nicht vergessen, daß die Juden ja doch eigentlich ein gedrücktes Volk sind, daher sind sie leicht verletzt, und zahlen gern gleich zurück, wenn sie sich verletzt glauben.

Wie kommt es aber, daß Alles, was er spricht, so aussieht, als ob er damit eine Beziehung auf meine Person, eine Anspielung auf meine Vergangenheit ausdrücken wollte? Ist Euch das nicht schon öfter aufgefallen?

Das kommt Euch nur so vor, nur Ihr findet diese Beziehungen und Anspielungen, weil Ihr Alles, was er spricht, auf Euch bezieht. Wer einen zerrissenen Stiefel trägt, meint, die ganze Welt sieht es, weil er es weiß; die Welt kümmert sich aber sehr wenig um seinen Stiefel. Wie sollte er auch auf Euch eine Anspielung machen können? Ihr habt doch keinem Menschen, außer mir, Euer Geheimniß anvertraut! Nun, dann müßte ich ja geplaudert haben! Glaubt Ihr, daß ich ein Schwärzer bin?

Bewahre! aber den Menschen halte ich für einen Spion.

Geht, ich muß lachen über Euch. Der kleine Chaim und ein Spion.

Franz konnte desungeachtet seine Antipathie gegen den kleinen Chaim nicht los werden. Der Anblick dieses Menschen verdarb ihm das schöne Glück, das er sich hier in dem stillen unbemerkten Winkel der Erde aufgebaut, oder das für ihn vielmehr von liebenden Händen errichtet worden war.

Eines Tages saß Franz, seiner Gewohnheit gemäß

sinnend unter einem Baume in der Nähe des Jägerhauses, und folgte so mit dem Auge der muntern Thätigkeit seiner Anna, welche, von Hector und Achilles begleitet, bald in das Haus hineinging, bald wieder herauskam, je nachdem sie drinnen oder draußen beschäftigt war.

Der kleine Chaim kam daher gestiegen, und schritt gerade auf Franz zu. Die beiden Männer waren das erste Mal allein mit einander, und der kleine Chaim beschloß sogleich, diesen günstigen Moment zu benutzen.

Ich komme heut' zu Euch, sagte das kleine Männlein, ich möcht' einmal auch mit Euch ein Geschäftchen machen.

Ich hab' nichts zu verschachern sagte Franz.

Vielleicht doch, setzte der kleine Chaim fort, ohne sich durch die abweisende Antwort des Waidjung einschüchtern zu lassen. Ich muß Euch nämlich erzählen, daß ich mir einen neuen Gebet-Mantel gekauft habe, bei uns in der Synagoge nennt man das einen Tallis — —

Nun, was geht das mich an? fragte Franz ungeduldig.

Zu meinem neuen Tallis, setzte der kleine Chaim fort, brauch' ich silberne Tressen zum Aufpuß. Verkauft mir die Eurigen.

Was red't Ihr da für dummes Zeug?

Ich zahl' sie Euch gut. Ihr werdet sehen, ich will

Euch nicht betrügen. Ich zahl' Euch genau, was sie werth sind.

Aber was wollt Ihr von mir? Seid Ihr toll?

Nun, wie sich der Herr Waidjung nur verstellen kann. Ihr werdet doch die Treffen nicht schon verkauft haben.

Was für Treffen zum Teufel?

Nichts zum Teufel, was haben die Treffen mit dem Teufel zu thun? Die Treffen sollen ja kommen auf meinen neuen Talls! wenn sie auch bis jekund sind gewesen der Auspuß einer weißen Hose.

Kerl! Ihr seid ein Spion! schrie Franz unüberlegt. Er sollte dieses in der Hitze gesprochene Wort zu bereuen aber auch sogleich Ursache haben, denn der kleine Chaim antwortete ruhig:

Ich ein Spion? Auch möglich!! und wenn ich einer bin, was geht es Euch an? Habt Ihr Ursache, Euch vor einem Spion zu fürchten? und wenn ich ein Spion bin, laßt mich ein Spion sein! Von deswegen könnt' Ihr mir die silbernen Treffen von Euren weißen Hosen doch verkaufen.

Hund, ich schieß' Dich nieder, — schrie Franz wüthend.

Oho! — sagte klein Chaim ruhig — ist das die Gutmüthigkeit, welche glaubt, gegen die Thiere grausam zu sein? Ist das Eure Jäger-Philosophie, welche sich

fragt, mit welchem Recht wir die Thiere tödten? Also einen Menschen niederzuschießen wärt' Ihr bereit, ohne Euch lange nach dem Recht zu erkundigen? Seid kein Narr! ich fürcht' mich nicht vor Eurer Büchse; denn wir leben da zwar in einem Wald, aber doch nicht außer der Welt. Bedenkt nur, wie es Euch dann ergehn' möchte! Ihr müßtet ja im besten Fall als Flüchtling herumlaufen durch die Welt, und hättet keine ruhige Stund'.

Hört auf! furchtbarer Mensch!

Ihr gebt mir viel Titel in einer halben Stund'! Was bin ich bis jetzt nicht schon Alles gewesen? ein Kerl und ein Spion, und ein Hund und ein furchtbarer Mensch. Der letzte ist mir der schmeichelhafteste; aber viel müßt Ihr auf dem Gewissen haben, wenn ein solcher Zwerg wie ich, einem solchen Riesen wie Ihr, furchtbar erscheinen soll. Das muß ich Euch sagen.

Hört an! Ihr sollt die silbernen Tressen haben! umsonst, ich schenk' sie Euch!

Narr was Ihr seid! meint Ihr denn im Ernst, daß es mir um Eure Tressen zu thun ist?

Um was ist es Euch also zu thun? Ihr schleicht um mich herum, wie die Raß' um den Brei! Welches Interesse habt Ihr an mir? Redet offen und grad heraus!

Ich will offen und grad heraus mit Euch reden, und will Euch zeigen, daß ein kleiner Handelsmann nicht justement

ein enges Gemüth haben muß, wie Ihr meint. Den Abend bevor Ihr da auf dem Jägerhaus mit einem Mal wie vom Himmel heruntergefallen wart, denselben Abend war ich da. Man hat von Euch da noch nichts gewußt, man hat von Euch nicht geredt, man hat Euch nicht erwartet. Oder hat man Euch?

Ich glaube schwerlich.

Nun seht Ihr! den andern Tag wart' Ihr mit einem Schlag der Waidjung hier. Ist das wahr oder nicht?

Das ist wahr; aber was ist Merkwürdiges daran?

Merkwürdig oder nicht; man macht sich aber doch allerlei Gedanken darüber. Ob Ihr im Wald ein guter Jäger seid, weiß ich nicht; geht mich auch nichts an. Hier im Jägerhaus wart Ihr ein guter Jäger, Ihr habt hier gleich bei Eurem Eintritt einen guten Schuß gethan. Und das geht mich schon mehr an.

Ich versteh' Euch nicht.

Ich will deutlicher sein. Ihr habt mich vorhin einen Spion geheißten. Ein bißel habt Ihr Recht; denn ich beobacht' Euch scharf.

Was wollt Ihr wissen?

Nicht wer Ihr seid; nicht was Ihr seid. Ich will wissen wie Ihr seid? ich will wissen, ob Ihr ihrer werth seid, und ob Ihr sie verdient? ist das offen und grad heraus genug? ich will Euch beobachten, und sag's Euch. Kann man mehr thun?

Ich sehe, Ihr wißt mehr von mir, als ich geahnt habe. Sagt mir woher? Hat Anna geschwagt?

Ihr seid ihrer noch nicht werth; Ihr kennt sie noch nicht, wenn Ihr ihr das zutraut. Sie hat sich mir ver-rathen in der ersten Aufregung ihres Gefühls; ich hab' sie ertappt, und von der Zeit an weiß ich, daß — —

Daß — —

Daß sie Euch liebt.

Daß sie mich liebt? Kanntet Ihr bis dahin einen Andern, von dem Ihr dies meinen konntet?

Und wenn es so wäre? möcht' es Euch was schaden, wenn ich mir einbilde, einen solchen Andern gekannt zu haben? aber nein! sie hat noch für keinen Mann empfunden, was sie für Euch empfindet. Aber Eins sagt mir, das ist es, was ich wissen will: Wie steht es mit Euch?

Wie meint Ihr?

Was habt Ihr für Absichten?

Die ehrlichsten.

So zeigt es!

Wie?

Wie ein Mann es zeigt. Redet mit dem Jäger offen, und heirathet sie!

Das wäre freilich meine Pflicht; aber es giebt Pflichten, zu denen man nicht immer das Recht hat.

Und seid Ihr in dem Fall?

Glaubt Ihr, daß ich sonst nicht längst gehandelt hätte.

Dann muß ein Anderer für Euch das Wort ergreifen.

Wollt Ihr der Andere sein?

Gestern hätt' ich's noch nicht wollen, heute herzlich gern.

O, ich hab' Euch sehr verkannt, vergebt mir — sagte Franz, und ergriff lebhaft die Hand des kleinen Chaim, und als sie von einander schieden, da war der neue Freundschaftsbund geschlossen.

Der Jäger schien auf einen Antrag in Bezug auf Anna förmlich gewartet zu haben; wenigstens war er nicht überrascht, als der kleine Chaim kurze Zeit darauf bei günstiger Gelegenheit einige Andeutungen fallen ließ, und da dieselben verstanden wurden, bald anfang, mit der Sprache offen herauszurücken. Was den Jäger einzig zu überraschen schien, war der Umstand, daß gerade der kleine Chaim den Vermittler in dieser Sache abgab.

Ihr Juden seid doch wunderliche Leut'! — sagte der Jäger. Bei Gott, wenn man Euch mit Franz sprechen hört, so muß man Euch für seinen Todfeind halten, so bissig und spizig kommt jedes Wort heraus, und jetzt hinter seinem Rücken wißt Ihr mir von ihm nicht genug Lobes zu sagen, grad' als ob ich ihn nicht kennen thät'. Ich muß nur erst meine Anna fragen, ob sie ihn will, und wenn sie ihn will, mir ist er herzlich recht.

Anna wollt Ihr fragen? Habt Ihr's ihr noch nicht vom Gesicht runter gelesen, ob sie ihn mag?

O der Teufel! steht's dort so deutlich geschrieben? Am End' weiß es der Franz auch schon! — sagte der Jäger mit einer Miene, als ob er nie etwas davon gemerkt hätte.

Aber Jäger, seid Ihr denn ein Kind?

Wenn's aber so ist, warum spricht Franz nicht selbst mit mir?

Was weiß ich, er sagt er hat kein Recht dazu.

Der Esel! warum kein Recht? Behandl' ich ihn vielleicht wie einen gewöhnlichen Waidjung? ist er nicht bei mir gehalten, wie das Kind im Haus?

Es muß was And'res sein, als seine dienstliche Stellung, Jäger!

Ah so! Ein Esel ist er aber doch. Das Wort hätt' er nicht sagen sollen.

Kann ich mir Bäckebrot verdienen, Jäger?

In Gottes Namen verdient es! Ihr habt doch immer ein Stück Schacher im Aug'. —

Franz war nun der glückliche Bräutigam des lebenswürdigsten Jägermädchens. Mit des kleinen Chaims Freundschaft war ihm das Glück erst recht zugeslogen gekommen. Jene Mißstimmung, in die ihn der lauernde Chaim früher versetzt hatte, war jetzt ein- für allemal gewichen. Die ganze Stellung seiner Umgebung zu ihm

hatte sich geändert. Aus dem wohlwollenden Protektor war jetzt ein theilnehmender Schwiegervater in spe, aus einer heimlich angebeteten Geliebten, seine vor aller Welt offen anerkannte Braut, und aus einem mißgünstigen, lau-ernden Spion und Aufpasser ein wahrhafter und aufrichtiger Freund geworden. Franz war der glücklichste Mensch der Welt. Doch gab es Augenblicke, wo eine düstere Wolke auf seiner schön gewölbten Stirn zu lagern schien. Was war es? Was fehlte ihm noch? Hatte er Furcht, entdeckt, und aus dem schönen Himmel seiner Freuden plötzlich heraus gerissen zu werden? Kaum! Wer sollte in dem Waidjung etwas anderes als einen Waidjung vermuthen?

Schon war der Hochzeitstag bestimmt. Alle nöthigen Vorkehrungen waren getroffen. In der Kirche war das Brautpaar aufgeboten worden. Franz und Anna wurden in gleicher Weise beneidet; Franz von den Bur-schen, Anna von den Mädchen. Der kleine Chaim wurde in der „Gasse“ ausgelacht und gefragt, ob er zu der Hochzeit auch seine Einwilligung gegeben, und warum er sich die schöne Jägerstochter habe wegfischen lassen.

Wie dies auch nur so rasch gekommen ist. Es gab Leute im Ort, die sich darüber wunderten. Zwar daß Franz und Anna einander gern haben, das nahm Niemand Wunder. Ein schöner Waidjung und eine schmucke Jägerstochter. Was sollte daran merkwürdig sein, wenn

sie an einander Gefallen finden? Aber, daß der Jäger sich so rasch bereit finden lasse, seine Tochter, die der reichste Bauers- oder Bürgerssohn im Orte mit größtem Vergnügen genommen hätte, einem armen Waidjung zu geben, das war schon nicht so leicht einzusehen. Diejenigen, die dies merkwürdig fanden, wußten freilich nicht, in welcher Achtung der Waidjung bei dem Jäger stand. Kannten sie doch dessen Geheimniß nicht wie dieser. Einen Officier aus der französischen Armee, einen Mann, der unter Napoleon gedient, zum Schwiegersohn zu haben, war ein Gedanke, der dem Jäger allerdings nicht auf der Stirn geschrieben stand, den er aber nichtsdestoweniger im Stillen hegte, von der Stunde an, da ihm Anna's Neigung zu Franz in unscheinbaren Aeußerungen sich verrathen hatte. Wenn es hier etwas zu verwundern gab, so war es der Umstand, daß der kleine Chaim sich der Verbindung mit so großem Eifer angenommen hatte; denn so viel es früher schien, war es seine Absicht, sich die Ueberzeugung zu verschaffen, ob der Waidjung der Liebe Anna's werth sei. Und hat er sich diese Ueberzeugung in Wahrheit auch verschafft? Was war eingetreten, um den kleinen Vertrauten der Jägerstochter über einen Punkt, der ihm früher viele schlaflose Nächte gekostet, zu beruhigen? War es die bloße Versicherung des Waidjung, daß seine Absichten ehrlich seien? War dieses Wort eine genügende Bürgschaft von einem Manne, der ihm im Ganzen räthselhaft erschien,

und den er bis dahin mit dem größten Mißtrauen beobachtet hatte? Oder war es der Umstand, daß Franz sich bereit finden ließ, die schöne Anna zu heirathen? War es eine Garantie für den innern Werth dieses Mannes, wenn er, ein armer Waidjung ohne alle Verbindung, wie es schien, die schöne und wohlhabende Jägerstochter nicht zurückwies? Raum! Und doch hatte der kleine Chaim keine andere. In Wahrheit hatte er sich seit der Stunde, da er und Franz so hart an einander gestoßen, durch seine Offenheit die Möglichkeit eines weitem Beobachtens selbst abgeschnitten. Was kann mir mein weiteres Beobachten auch nützen? sagte er sich. Ist er schlecht, so wird er sich nur desto besser zu verstellen wissen. Hier kommt heraus, wie das Sprichwort sagt: Ein guter Mann braucht keinen Brief, bei einem schlechten Mann nützt kein Brief. Die Umstände waren auch so zwingender Natur; denn wie er Anna's Charakter kannte und ihre Neigung immer mehr wachsen sah, so wußte er auch, daß sie unter keinerlei Bedingung von ihm lassen würde, und er hielt es für gerathener, daß sie so bald als möglich mit Franz verbunden werde, als daß sie sich eines Tages von ihm verlassen sehe und in Trostlosigkeit zurückbleibe. Noch sah er freilich nicht völlig klar, aber bald sollte er volle Klarheit haben.

Es war zwei Tage vor dem anberaumten Hochzeitstag. Es war ein Freitag — übermorgen am Sonntag

sollte die Hochzeit gefeiert werden — als der kleine Chaim den Waidjung, tief in Gedanken versunken, unter einem Baume liegend fand. Seine Büchse stand an den Baum gelehnt, und die Hunde lagen zu seinen Füßen hingekauert.

Franz, sagte der kleine Chaim, Ihr macht mir ein schönes Bräutigams Gesicht! Warum so düster und traurig? Uebermorgen habt Ihr Hochzeit. Wenn man Euch so ansieht, sollte man meinen, Ihr thätet es lieber nicht.

Ich kann nicht sagen, daß man Unrecht thäte.

Wie? Thut Ihr's denn nicht gern, nicht aus freier Wahl?

Ich muß Euch sagen Freund, es wird mir angst und bang, wenn ich daran denke.

Gott im Himmel! Wie ist das nur möglich, ein solches Mädchen?

Ihr seid doch ein gescheiter Mensch, Chaim. Könnt Ihr Euch keine wunderlichen und verwickelten Verhältnisse im Leben eines Menschen denken? Ihr habt mich nie nach meiner Vergangenheit gefragt. Kommt, — Franz stand vom Boden auf, indem er dies sagte: wir wollen mit einander ein wenig gegen den Wald hingehen. Ihr waret offen gegen mich, ich will es nun auch gegen Euch sein.

Daß Ihr ein räthselhafter Mensch seid, das hab' ich

alleweil gewußt, doch hab' ich mir gedacht, daß Ihr dem Jäger gegenüber kein Geheimniß habt.

Ich hab' ihm viel vertraut; doch was ich Euch jetzt vertrauen werde, weiß der Jäger nicht.

Die beiden Männer machten sich auf und schritten dem Walde zu.

Sagt mir's offen, begann nun Franz, nicht wahr, Ihr habt die Anna gern?

Wie ein Bruder die Schwester gern hat, gab klein Chaim zur Antwort.

Mag sein jetzt, aber es war doch einmal anders! Ich hab's doch längst gemerkt und Ihr werdet's mir gegenüber nicht leugnen, daß Ihr sie einmal anders geliebt habt, wie man seine Schwester liebt.

Und wenn ich's Euch offen gestehe, kann Euch das beunruhigen? Seid Ihr eifersüchtig auf mich? Da habt Ihr meine Hand, daß Ihr von mir nichts zu fürchten habt.

Ich fürchte nichts von Euch, aber gesteht mir deutlich und klar ohne „Wenn“ und ohne „Aber“, daß Ihr sie geliebt habt, wie der Mann das Weib.

Was wollt Ihr aber davon? Wenn Ihr Euch darauf capricirt, also ja, es ist wahr, ich hab' Anna einmal mit anderen Augen angesehen, als jetzt: aber Ihr könnt' mir's glauben, diese Zeit liegt hinter uns; ich hab' alle Leidenschaft in mir getödtet.“

Habt Ihr das wirklich?

Bei Gott! ich hab' es.

Kann man das thun? Sagt mir, wie Ihr das angestellt habt.

Wie ich das angestellt hab'? Das ist keine leichte Sache; seid froh, Franz, daß Ihr davon nichts zu wissen braucht.

Franz zuckte mit den Achseln und schwieg eine Weile; dann aber wandte er sich an seinen Begleiter plötzlich mit der Frage: Sagt mir, aber offen, hat Anna Euch geliebt?

Ihr seid ein komischer Mensch, erwiderte Chaim, Euch zwei Tage vor der Hochzeit mit solchen Dummheiten zu quälen. Ich hab's Euch schon einmal gesagt, daß sie noch für keinen Mann empfunden hat, was sie für Euch empfindet. Was soll ich mit Euch machen, wenn Ihr's durchaus nicht glauben wollt? Wißt Ihr, daß Ihr mit solcher Eifersüchtelei Eurem Weib ein sehr unangenehmes Leben bereiten werdet?

Sagt mir, fuhr Franz fort, wenn Anna Euch geliebt hätte, hättet Ihr sie zum Weib genommen?

Was ist das für eine Frage?

Ihr hättet also?

Gewiß!

Und wie hättet Ihr das angefangen? hättet Ihr Euch taufen lassen?

Taufen? fragte der kleine Chaim überrascht.

Taufen! Nun ja! Ihr seid doch ein Jude? oder hättet Ihr verlangt, daß Anna Jüdin werden soll? fragte Franz. Keines von Beiden; es giebt noch ein Drittes!

Giebt es eins? Welches? nennt's mir.

Wozu soll's Euch? Seid froh daß Ihr Christ seid, und daß Ihr's nicht braucht.

Franz wollte dagegen wahrscheinlich irgend eine Einwendung machen, denn er schien nun einmal zum Widerspruch aufgelegt; aber in demselben Augenblicke lenkte ein Vorfall auf der Straße die Aufmerksamkeit der beiden Männer in solchem Grade auf sich, daß sie in ihrem Gespräche nicht fortfahren konnten.

Seit längerer Zeit hatten sie von fern ein altes Weib des Weges daher kommen gesehen; sie hatten im Eifer ihres Gespräches dasselbe wenig beachtet; nun aber war das Weib da und als sie der beiden Männer ansichtig wurde, und die Hunde des Waidjungs an sie heransprangen, da fiel sie mit dem Rufe: Perez! zu Boden und war in Ohnmacht.

Die beiden Männer bemühten sich, das alte Weib in's Bewußtsein zurückzurufen.

Es ist eine „Schnorrerin“ (Bettlerin), sagte der kleine Chaim, es ist heute Freitag und sie kommt auf den Sabbath in die „Khille“ (Gemeinde), das arme Weib mag heute schon einen weiten Weg gemacht und noch keinen Bissen gegessen haben.

Als das Weib aus der Betäubung erwachte, sah sie den Waidjung mit starrem Blick an.

Wie ist Euch, gute Frau? fragte Franz, haben Euch die Hunde zu Boden gerissen, oder seid Ihr gefallen?

Nein nicht die Hund', Ihr! sagte die Schnorrerin.

Der Waidjung und klein Chaim sahen sie verblüfft an. Die Schnorrerin aber fuhr fort:

Wie könnt Ihr so aussehen? Hat nicht ein jedwideriger Mensch sein eigen Gesicht?

Ihr redet irre, gute Frau! sagte Franz, Ihr seid wohl sehr erschrocken?

Erschrocken? Ich mein's auch! Das ist aber auch kein Spaß. Wenn ich nicht wüßt', wo auf dem Erdboden das kleine Winkele liegt, wo sie meinen Perez, der Friede soll mit ihm sein, eingegraben haben, in die Grub hinein, möcht' ich ja müssen meinen, er ist von der Erd' aufgestanden und steht da vor mir!

Was red't Ihr da? Welchen Namen nennt Ihr da? —

Was ist deutsch, was für ein' Namen ich nennen thu? Perez, der Friede soll mit ihm sein, ist gewesen mein Mann, mit dem ich bin herumgeschnorrt von Land zu Land, und von Ort zu Ort; und der — der Herr darf sich aber nicht fühlen beleidigt darüber — hat ausgesehen justement so, wie der Herr. Paketel ist er ein schöner Mensch gewesen! Aber ich hab' ihn „nebbech“ (leider) nicht lang gehabt.

Er ist mir weggestorben in der schönsten Zeit und hat mich zurückgelassen als eine arme „Schnorrerin“ mit einem großen Bauch. Was hätt' ich machen gesollt, herausgraben aus der Erd' hab' ich mir ihn nicht gekonnt und wieder „lebedig“ machen; todt ist todt. Das Einzige, was ich hab' thun gekonnt, ist gewesen, wie ich bin niedergekommen, und hab' ein Jüngel gehabt, daß ich das Jüngel hab' geheissen nach ihm. So bin ich nun mit mein klein Perezel herumgeschnorrt von „Khille“ zu „Khille“ und das Jüngel war auf der Welt mein einziger Trost. Aber „nebbich“ haben sie mir das Jüngel auch nicht gelassen. Bei uns daheim in Rußland nimmt man der Mutter das Kind von der Brust auch weg. So bald, als es der Kaiser befehlen thut, kommen ein paar Kosacken und aus ist es; schrei darnach „Chai Wefaijom!“ Und Gott, wie hab' ich die Kosacken gebeten, sie sollen mir mein Perezel lassen, und wie hat mein Perezel geweint und hat bittere Thränen vergossen, daß sich hätt' können ein Stein erbarmen; aber das Herz von ein Kosacken ist noch härter wie ein Stein und hat kein Mitleid mit einem armen Schnorrerweib, und so haben sie das Jüngel weggeschleppt! Wer weiß, wohin! Gott der „lebedige“ weiß es, was aus ihm ist geworden, und ob er noch lebt!

Mutter! rief Franz in höchster Aufregung, ja, ich lebe noch! ich bin Perez! Gott sei Dank, der uns so wunderbar zusammen geführt.

Was? rief die Schnorrerin, Ihr seid Perez? Der Herr will sein ein Schnorrerkind?

Ja, Mutter! sagte Franz und umarmte die Schnorrerin, ich bin Perez, den Dir die Kosacken weggeschleppt haben und um den Du so viel geweint hast. Weißt Du noch wie wir gegangen sind in Rußland von Ort zu Ort und von Haus zu Haus, wie Du auf dem Weg mich hast gelernt die „Brocheh“ (den Segen) machen und „Krieschmä-Leinen“ und „Radisch“ sagen, daß ich soll die Fahrzeit vom Vater halten?

Ja, bei mein' Leben! ja, das ist Alles so gewesen auf ein Haar!

Ich hab', fuhr Franz fort, das Alles, seitdem sie mich von Dir weggeschleppt haben, nicht immer halten können, aber ich hab' nichts davon vergessen.

Und bist mein Perez-Leben nur noch ein — —

Ein Jüd' willst Du sagen? sag's nur heraus! ja, ich bin es noch und jetzt — werd' ich es auch für immer bleiben.

Hierauf sich an klein Chaim wendend, fügte er hinzu: Ich hab' Euch gerufen, mit mir zu geh'n, um Euch ein Geständniß zu machen; ich hab' Euch nichts mehr zu gestehen. Ihr habt gesehen, was hier vorgegangen ist, ich hab' nichts mehr zu sagen, Gott hat gesprochen.

Und Anna? fragte der kleine Chaim.

Woran erinnert Ihr mich! Anna, o Anna, es war

ein schöner Traum! Ihr habt mir gesagt, daß man eine solche Leidenschaft tödten kann, ich werd' es probiren, wie man das macht. Geht hin, Chaim, grüßt mir Anna und den Jäger; ich darf nicht wieder hingehen. Ich habe keine Wahl. Ich hab' die Mutter gefunden, ich muß der Geliebten entsagen.

Jetzt erst seid Ihr ihrer werth! sagte der kleine Chaim mit großer Ruhe; jetzt erst verdient Ihr sie.

Was nützt es? sagte Franz, es muß doch einmal aus sein.

Warum? fragte klein Chaim, warum muß es aus sein; wär' ich an Eurer Stell', sollt' es jetzt erst recht anfangen.

Wie meint Ihr?

Thut, was ich gethan hätt', wenn Anna mich so lieben möcht', wie sie Euch liebt?

Was?

Habt Ihr noch nichts von Amerika gehört? Ihr seid doch sonst viel in der Welt gewesen!

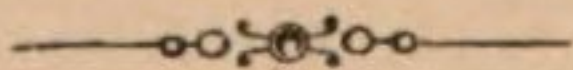
Und meine Mutter?

Giebt es kein Schiff in Hamburg, daß für Euch alle Drei groß genug ist?

Und so war es. Der kleine Chaim nahm die „Schnorrerin“ über den Sabbath zu sich; auf dem Jägerhause aber wußte er dem Alten, der sich anfänglich ein

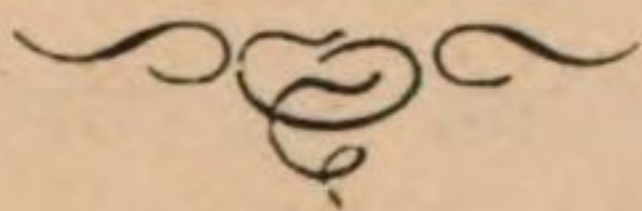
wenig steif und hartnäckig zeigte, bald den Kopf zurecht zu setzen. Der gute Alte! Was sollte er thun, es blieb ihm nichts anders übrig als zu Allem am Ende „Ja“ zu sagen, wenn er das Glück seines einzigen geliebten Kindes nicht auf's Spiel setzen wollte. Anna, nun Anna wäre mit Franz in den wildesten Wald gegangen, bei der bedurfte es keines langen Zuredens.

Am Sonntag wunderte man sich im Orte freilich sehr, daß die Hochzeit, die für diesen Tag bestimmt war, nicht stattfand; man überließ es dem erfindungsreichen Kopfe des kleinen Chaim, neugierigen Frägern eine passende Antwort zu geben; denn die wahre Ursache hielt man selbstverständlich geheim. Erst nach längerer Zeit, da Franz mit seiner Anna, begleitet von Achilles und Hektor, und mit seiner Mutter bereits auf dem großen Meere hinüberschwamm in die „Neue Welt“, vertraute es klein Chaim einmal unter dem Siegel der Verschwiegenheit seiner eigenen Mutter an, daß der Waidjunge Franz, der des Jägers Tochter Anna bekommen, nichts anders gewesen sei, als ein „Schnorrerfind.“



6

Die Juden-Christel.



JOHN D. ANDERSON, JR.

Nicht von jeher hatte dieses Haus, welches in der „Gasse“ da in der Reihe der ebenerdigen Häuser hervorragte, einen ersten Stock; es war einstmals wie die andern Häuser auch nicht anders als ebenerdig. Es nahm sich jetzt durch diese Auszeichnung nicht eben unvortheilhaft aus, und es hat dieselbe dem Reichthum des ehemaligen Dorfgebers Jakob Hirsch zu danken; als dieser seinen Sohn mit der schönen Bele verheirathete, ließ er auf sein Haus einen oberen Stock hinaufsetzen, um dem jungen Ehepaare eine schöne und behagliche Wohnstätte in seiner nächsten Nähe zu bereiten. Unten aber, das heißt zu ebener Erde, blieb Alles beim Alten. Jakob Hirsch lebte da mit seinem guten Weibe nach wie vor in der vorderen Wohnstube, deren Fenster auf die Gasse hinausgingen; in dem Hinterstübchen aber mit einem Fenster auf den Hof wohnte eine ältere Frau, die eigentlich nicht zur Familie

gehörte. Sie hieß Christine, das heißt, dieser Name stand in dem Tauf-Register beim Lokal-Pfarrer mit deutlichen Buchstaben geschrieben; in der „Gasse“ aber nannte man sie die alte Christel, und die christliche Bevölkerung des Ortes hatte ihr den Namen: die Juden-Christel gegeben.

Wie kommt die alte Christel in die „Gasse“ hinein? Ist sie doch in dieser Gasse nicht geboren und erzogen?

Gewiß nicht. Geboren und erzogen ist sie in der Langgass', und nachdem sie den reichen Bauerssohn Mathias geheirathet hatte, da wohnte sie in einem der schönsten Häuser auf dem Marktplatz. Die Geschichte, wie sie in die Judengasse, und noch dazu in das Haus des reichen Jakob Hirsch gekommen, ist gar alt. Die meisten wissen sich daran nicht mehr zu erinnern, nur wenige ältere Personen können darüber Auskunft geben. Ein altes Mütterchen in der „Gasse“ — bei Hochzeiten tanzt sie mit buntbeänderten Lampen vor dem Brautpaare her auf dem Wege zur Synagoge — sie hat ein gar genaues Gedächtniß. Von jedem Einzelnen in der Gasse weiß sie den Geburtstag anzugeben. Sie erinnert sich auch an die Geschichte der Juden-Christel noch ganz gut. Ihr, und einem langen Winterabend habe ich es zu danken, daß ich nun in der Lage bin, meinen Lesern diese Geschichte zu erzählen.

Ich möcht' nur wissen, wo der Judenjung, der Jakob, die Reckheit her nimmt, die Christel schön zu finden! Was geht ihn die Christel an? was hat er sich um ein Christenmädchen zu bekümmern? Kümmeren wir Burschen uns um ihre Mädchen in der Gasse? Himmel, Sacrament! wenn er von der Christel nicht nachläßt, ich bin im Stand, und schlag den verdammten Kerl todt, er macht mich fuchsteufelswild. Aber jetzt ist's auch genug, ich will's nicht, und damit Punktum. Die Christel ist nicht für den Jakob aufgewachsen, und ich will doch sehen, ob mir der Duckmäuser noch länger den Weg versperren wird.

Derjenige, der dies zu sich selber sprach, hieß Mathias, und es ist kein groß' Wunder, daß er so zornig gesprochen, denn Christine war schön wie ein Maitag. Ihr Wuchs war schlank, und anmuthig jede ihrer Bewegungen. Ihr Gesicht war freundlich lächelnd, wie der Sonnenaufgang. Ein goldenes Netz war ihr blondes Haar, und man mußte sich hüten, darein sich zu verfangen. Noch mehr mußte man sich in Acht nehmen, von dem Strahl ihres träumerischen blauen Auges getroffen zu werden. Aber wer sich eben nicht in Acht nahm, das waren zwei — Jakob und Mathias. Sie wußten beide ein Liedlein davon zu singen.

Christine war die Tochter eines an Kindersegen reichen, im Uebrigen aber unbemittelten Häuslers in der

langen Gasse. Mathias war der Sohn des reichen Drei-Viertel-Löhners auf dem Marktplatz und Jakob der Sohn eines Dorfgehers in der „Gasse“.

Christine war fromm, sanft, fleißig und arbeitsam. Sie wohnte mit ihren Eltern und Geschwistern in einer niedern Chaluppe (Hütte), sie wußte aber nichts von niedriger Gesinnung. Mathias war wild, aufbrausend, träg und arbeitsscheu, ging lieber in's Wirthshaus, als zur Kirche, und hatte Lust und Freude an Kaufereien. Jakob endlich ging in's Dorf wie sein Vater, und am Sabbath besuchte er die Synagoge wie dieser. Er war gutmüthig, hatte ein etwas gedrücktes Wesen, verstand sein Geschäft, und erwarb sich ein paar Groschen.

Nichts hatten Mathias und Jakob mit einander gemein, als Eines — sie hatten denselben Geschmack; beide hielten Christine für das schönste Mädchen im ganzen Ort. Jakob hatte einen Fehler begangen, er hatte versucht, sich dem Mädchen zu nähern; er hatte vergessen, in welcher „Gasse“ er daheim sei. Auch Mathias beging einen Fehler, er näherte sich dem Mädchen ebenfalls, aber zu spät, erst dann, nachdem Christine ihr Herz bereits an Jakob verschenkt, denn auch sie hatte die Schranken vergessen, die sie von dem Sohn des Dorfgehers trennten, und so stieß Mathias bei seiner Bewerbung auf einen unvermutheten Widerstand.

So machte er seinem Zorn denn in solchen Worten

Lust, wir wir sie eben vorhin von ihm vernommen haben; denn daß er, Mathias, der Sohn des reichen Drei-Viertel-Löhners auf dem Marktplatz, von der armen Häuslers-tochter nicht mit offenen Armen empfangen werden sollte, das war ihm wirklich neu.

Warum er mit seiner Bewerbung so lange gezögert? Ei! was hatte er auch für Eile? brauchte er denn zu befürchten, daß ihm ein Anderer zuvorkommen werde? Mathias brauchte ja nur zu pfeifen, und konnte gewiß sein, bei keinem Mädchen einen Korb zu bekommen, warum denn also sollt' er's bei Christine besorgen?

So lange er von der heimlichen Liebe zwischen Christine und Jakob nichts wußte, that er auch nichts dergleichen, woraus man hätte entnehmen können, daß ihm Christine mehr gefalle, als die anderen Mädchen des Ortes. Sah er sie, ging er oft gleichgültig an ihr vorüber, und dachte heimlich: Du entgehst mir nicht!

Als er aber eines Tages erfuhr, daß Jakob und Christine verwichene Nacht beim hellen Mondschein hinter der Scheuer mit einander im traulichen Gespräche gesehen worden seien, und daß Christine den Jakob geküßt habe, da stieg ihm das Blut zu Kopf, und er wußte nicht, was er beginnen sollte; ward jedoch bald wieder ruhig, und dachte bei sich: Laßt sie auch in Mondschein mit einander gesehen worden sein, was thut das? Christine ist ein ehrliches Mädchen, und weiß nicht, wie gut sie mir gefällt. Jetzt aber

ist's Zeit, daß ich ihr's sage, und dann ist's aus mit dem Jakob.

So legte er denn seinen Stolz ein wenig auf die Seite, und sprach mit Christinen. Kann man sich denken, wie er erst heiß wurde, da er von Christinen die Antwort erhielt: Ich hab' den Jakob von Herzen gern und fein' Andern.

Sollt' etwa auch nicht wild geworden sein der Mathias, wenn er von der armen Häuslers-Tochter abgewiesen wurde, und einen Judenjungen, der nicht sein altes Eisen zu bezahlen hatte, sich vorgezogen sah?

Und Du magst machen, was Du willst, und ich krieg Dich doch! — Mit diesen Worten entfernte er sich von Christine, und schimpfte und fluchte und wetterte.

In der ersten Aufwallung des Blutes hätt' er gern die ganze Welt zerschmettert. Aber mit dem Fluchen und Schimpfen, mit dem Schreien und Poltern kommt doch immer nichts heraus, und ob man noch so sehr mit der Faust auf den Tisch aufhaut, und mit dem Fuß auf den Boden stampft, es bleibt am Ende doch Alles wie's gewesen ist, höchstens, daß man sich die Hand wund schlägt. Das ist Alles. Nicht viel für Einen, der die Welt zerschmettern möchte. Das ging ihm denn endlich nach und nach in den Kopf, denn die Ohnmacht ist zuweilen auch eine gute Rathgeberin, und als er's einsah, daß er mit Gewalt nichts ausrichten könne, so dachte er: Alsdann will

ich's auf andere Art probiren! Mit Christinen red' ich nichts mehr davon, die ist ein unvernünftig Ding! Ihr Vater? Na, dem traue ich auch nicht recht; der ist so ein grader Bund=Kettich, und hat einen gewissen Bettelstolz. Der ist im Stand, und sagt mir rundweg: Nein! Aber ihre Brüder und Schwestern, ihre Vettern und Muhmen werden gescheiter sein, und werden ein Glück, das so vom Himmel herabfällt, zu schätzen wissen!

So steckte er sich denn hinter Christinens Vettern und Muhmen; diese nahmen nun auch das Mägdlein gehörig in die Arbeit, um ihm den Kopf zurecht zu setzen. Sei, war das ein Getuschel und ein Geflüster, und ein Geschmeichel und Geschleck. Christine hörte da in einer Stunde mehr, als bisher in ihrem ganzen Leben.

Was bist Du doch ein Glückskind, Christel! — hieß es da — denk Dir nur, Du wirst eine reiche Drei=Viertel=Löhnerin und wirst im schönsten Haus auf dem Marktplatz wohnen. Der Mathias ist ein einziger Sohn, und erbt jetzt Alles, was der Alte besessen hat. Und was ist er für ein hübscher Bursch', und wie gern hat er Dich; was wirst Du nur bei ihm für ein Leben führen. Mit eigenem Pferd' auf die Kirchweih fahren, in Dein' eigenen Weinkeller gehen, Milch, Butter und Käse' von den eigenen Kühen, und die schönen Kleider und Hauben, und Bänder und Tüchel, die er Dir kaufen wird und Fingerlein, und Ohrring und güldene Halskett'! Jesus Maria und Joseph!

siehst' denn nicht den Himmel voll Basageigen hängen, sag' nur, wie wirst Dich in all' den Reichthum und all' die Pracht hineinfinden können? Daß Du aber dann ja nicht stolz wirst gegen uns, wenn Du eine reiche Bauersfrau geworden bist! Hätt' sich das ein Mensch sollen träumen lassen, daß der Mathias, der nur die Hand auszustrecken braucht, und gleich zehne für eine kriegt, justement auf Dich sein Aug' werfen wird. Und gieb nur Acht, daß man Dich nicht für eine Hex' hält und Dir nachsagt, Du hättest ihm's angethan; denn es ist ja nicht zu begreifen! es ist ja grad', wie in einer alten Rittergeschichte, wo ein Prinz sich in ein' Bettlerstochter verliebt und sie heimführt in sein Schloß, und macht sie zur Königin über viel Land und Leut'. Christel, Christel, ich kann mir's ja fast gar nicht glauben, daß es wahr ist, denk' Dir nur, Du und der Mathias, und doch ist es wahr, er ist ja selber bei uns gewesen, und hat sein Leid geklagt! Wir haben's ihm ausgeredet und gesagt, es ist Alles nicht wahr, mit Jakob ist Alles lauter Lüge und Verleumdung, er soll's nicht glauben!

Was? — rief Christine, die bisher schweigend zugehört — das habt Ihr gesagt?

Gewiß! Wir werden ihm ja doch nicht zugestehen, daß Du — —

Was, daß ich?

Nu, mit dem Jakob, mein' ich, es ist doch ein' Dummheit, Du wirst doch keinen Juden gern haben.

Mehr als mein Leben hab' ich ihn gern! — rief Christine erregt.

Aber mehr bedurfte es nicht, als dieses Geständnisses; denn jetzt wurde sie erst recht in die Arbeit genommen.

Ist's erhört, ist's möglich, was, Du nichtsnutzige Gassendirn! Du bist ja werth, daß man Dich hinauspeitschen soll aus dem Ort; kein Bissen Brot, kein Tropfen Wasser soll man Dir reichen, verschmachten soll man Dich lassen, verhungern und verdürsten. Ist es erhört, sein Glück so mit Füßen zu treten? aus welcher Ursach'? was willst Du von dem Jakob? er ist ein Jud', Du bist eine Christin! Heirathen könnt ihr euch so nicht. Was willst Du mit ihm anfangen? Wird er sich taufen lassen Deinetwegen? gar keine Spur! aber gesetzt auch er thät's! Was hättest Du mit ihm? er hat nichts, Du hast nichts, so könntet ihr miteinander betteln gehen. Und was für ein Vergleich hält er aus mit Mathias? kann er sich nur in irgend einer Sach' neben ihn stellen? bist Du denn blind, daß Du allein nicht siehst, was wir alle seh'n? Geh' in Dich Christel, geh' in Dich! folg', wir meinen es gut mit Dir!

Christine ließ Schmeicheleien und Drohungen, Liebesungen und Scheltworte gleichmäßig über sich ergehen und wollte sich nicht gefangen geben; aber am Ende mußte sie's doch. Denn da die Bettern und Muthmen sahen, daß

sie ihr nicht beikommen könnten, so fingen sie an, den Vater zu überreden und bei diesem hatten sie denn freilich keinen so harten Stand. Sie malten ihm das Glück seiner Tochter so glänzend und lebhaft, sie zeigten ihm so unwiderleglich, wie Christine nicht nur sich selbst, sondern auch ihn, ihre Geschwister und kurz ihre ganze Familie glücklich machen könne, sie malten ihm als Gegenbild den Zustand seiner Tochter, wenn sie den Antrag des Mathias nicht annimmt und fort an dem Juden Jakob hängen bleibt, daß der Vater vollkommen überzeugt wurde, sie hätten Recht. Und als sie am Ende noch bemerkten, es wäre ja Alles ganz gut, wenn nur Christel nicht so eigensinnig wär' — da sagte der Vater: Ich will ihr den Eigensinn schon austreiben. Laßt mich nur machen in Gottes Namen!

Richtig hatte der Vater ihr den Eigensinn ausgetrieben. Durch welche Mittel, ob durch sanftes Zureden, oder harte Schläge ist ja gleich! genug, man konnte dem Mathias berichten, er möge nur kommen, Christel's Vater sei ganz für die Parthie, und er habe dem Mägdlein bereits den Kopf zurecht gesetzt.

Inzwischen saß in der „Gasse“ im einsamen Stübchen ein gar betrübtes Mädchen, Schewele, die Tochter einer armen Wittwe, die dem Dorfgeher gegenüber wohnte.

Warum bin ich nicht so schön, wie Christel! — so ging ihre heimliche Klage.

Des Morgens, wenn Jakob mit seinem Vater in's Dorf hinaus zog, sah sie ihm nach, und blieb so lange, als ihn ihr Blick nur erreichen konnte; des Abends, wenn er mit dem Vater zurückkam, war sie es, die ihn von ferne schon zuerst ersah. Sie guckte ihm tief in's Gesicht, um in seinen Augen zu lesen, denn ob er heiter war, ob traurig, daran lag ihr gar viel. Sah er traurig aus, dann dachte sie: Armer Mensch, es muß mit Christel nicht recht gehen, vielleicht hat er was mit ihr vorgehabt, und sie ward traurig aus Mitleid mit ihm; sah er aber heiter aus, dann erkannte sie, wie glücklich er sich fühle, und dann ward sie traurig aus Mitleid mit sich selbst. So hatte sie denn immer zu leiden, und wußte von keiner guten Stunde Nichts.

Auf einmal wurden alle die Dinge klar, die sich inzwischen bei Christinen ereignet hatten, auf einmal hieß es, des Häuslers Christine und der Drei-Viertel-Löhner Matthias seien Brautleute. Wie steckten die Leute hüben und drüben die Köpfe zusammen! Bald wurden die Brautleute in der Kirche aufgeboten, und die Hochzeit stand nahe bevor. Jakob hatte mit Christine noch eine heimliche Zusammenkunft.

Ich thu's mit blutigem Herzen, Jakob — das waren Christine's Abschiedsworte. Und Jakob sagte: Christel, mein Leben! thu', wie Du mußt, ich werd' Dich nie vergessen. Versprich mir nur Eines.

Was soll ich, Jakob?

Auf Tod und Leben, Christel! Wir sind alle nur sündige Menschen, und können nicht wissen, was in der Zukunft liegt. Was immer kommen soll, halt' mich für Dein' treuesten Freund.

Nicht einmal der Mond, den man sonst verschwiegen nennt, sah den Abschiedsfluß, der jetzt gewechselt wurde. Er hatte sich einmal schon verrätherisch erwiesen. Es war finstere Nacht, als Jakob nach Hause ging. In der „Gasse“ schlief Alles, nur gegenüber seiner Wohnung brannte noch ein kleines Lämpchen, und verlösch nicht eher, als bis er die Thür hinter sich geschlossen hatte.

Welchen Eindruck die Neuigkeit von der Verlobung Christinen's auf Schewele machte, ist schwer zu sagen. Man muß sich ein Gemüth denken, daß von zwei entgegengesetzten Empfindungen bewegt wird. Jakob war immer ein stiller und gelassener Mensch gewesen, jetzt wurde er es noch mehr, er war traurig. Niemand hatte für seine Traurigkeit ein besseres Auge, als sie, und wenn er traurig war, so konnte sie nicht froh sein; anderseits hätte sie kein Mädchen sein müssen, um sich nicht zu sagen, daß jetzt keine mehr auf dieser Erde existire, welche auf Jakobs Herz einen Anspruch habe, und was ihn traurig machte, mußte sie doch einigermaßen mit Freude erfüllen. So verstrich denn einige Zeit.

Was für ein Leid ist auf Dir? Warum ißt Du nicht und trinkst Du nicht? — schalt die Mutter.

Schewele hatte darauf keine andere Erwiderung als heimliche Thränen.

Christel's Hochzeitstag war vor der Thüre und nachdem derselbe mit großer Lustbarkeit gefeiert worden, zog sie ein als reiche Bauersfrau in das schöne, große Haus auf dem Marktplatz. Ihr Vater, ihre Geschwister und alle Verwandten priesen sie glücklich.

Die erste Zeit ging Alles sehr gut. Christine hatte — ganz, wie es ihr die Bettern und Mühmen prophezeit, — Milch, Butter und Käse von den eigenen Kühen, Korn- und Waizen-Mehl von dem eigenen Getreide, eigene Pferde, und Heu für dieselben von der eigenen Wiese. Sie hatte Wein aus dem eigenen Keller, und er kam in denselben aus dem eigenen Weingarten. Lustig ging es her auf dem Hühnerhof, wo ihr das Geflügel fast ungezählt umherging, und Eier hatte sie die Menge von den eigenen Hühnern. An Kleidern und Schmucksachen ist zur Hochzeit nicht gespart worden, und es war ihr noch Alles neu und sie hatte Alles im Ueberfluß. Und das Haus, wie ließ sich's da wohnen, wie anders, als in der kleinen, niedern Chaluppe ihres Vaters. Und die Knechte und Mägde, die ihr auf den Wink zu Dienste waren, ihr, die im Hause ihres Vaters doch selbst nichts anderes war, als eine dienende Magd. Und über Alles — Mathias,

ihr Mann, war er nicht die Freundlichkeit selber? suchte er nicht ihr aus den Augen zu lesen, was sie erfreuen könnte? und wenn da ihre Brüder und Schwestern, ihre Vettern und Nuhmen, oder gar ihr Vater zum Besuche kamen, und sahen sie inmitten dieses reichen Besizes wie schwellte ihnen das Herz vor Freude, und wie wußten sie die gute Christel noch scherzweise zu necken, daß man ihr alle die Kostbarkeiten habe aufdringen, ja daß man sie in ihr Glück förmlich habe hineinjagen müssen. Christel sah Alles dieses gern ein, sie fand, daß ihre Vettern und Nuhmen in vielen Stücken Recht hätten, aber Eines fehlte ihr doch: die helle Freudigkeit des Herzens, mit der sie zu Hause, nachdem sie beim verborgenen Stellidichein von Jakob noch einen Kuß bekommen, des Nachts zu Bette ging und die müden Glieder streckte, um auszuruhen; die lautere Fröhlichkeit, mit der sie daheim des andern Morgens zu neuer Arbeit und neuer Thätigkeit erwachte, die war dahin. Sie konnte ihres Besizes nicht recht froh werden. Sie legte sich des Abends nieder und stand des Morgens auf, sie schaltete und waltete in Haus und Hof, in Küch' und Keller als des Hauses Frau; aber sie that dies Alles, wie Einer, der sich eben fügt, weil es so sein muß und nicht anders sein kann. Doch kam kein Wort der Unzufriedenheit über ihre Lippen. Fragte man sie, wie es ihr gehe und wie es ihr gefalle, so dankte sie immer recht freundlich und sagte: Immer besser, als ich es verdien'. Besonders aber ihrem

Manne gegenüber bestrebte sie sich gar sehr, keinen Laut von Unzufriedenheit zu äußern, im Gegentheil, sie zwang sich in seiner Anwesenheit recht oft zu einer Heiterkeit, die ihr ganz und gar nicht von dem Herzen kam.

Christine war nicht nur gut, sie war auch klug. Setzt bin ich nun einmal sein Weib — sagte sie sich — und er ist mein Mann. Und wenn ich ihn auch nicht gern hab, so müssen wir doch zusammen leben. Und wenn wir einmal zusammen leben müssen, so will ich's, so gut ich eben kann. Der Jakob, ja freilich der Jakob wär' mir lieber gewesen, mit ihm hätt' ich lieber bei Wasser und Brot gelebt, als hier in der Mitte des Reichthums, und hätt' gern gearbeitet, daß mir das Blut unter den Nägeln hervorgespritzt wär'! Aber was soll man machen, es geht eben nicht Alles, wie man's gern haben möchte und was nicht sein kann, kann nicht sein. Der Jakob ist einmal Jud' und ich bin Christin und heirathen hätten wir uns doch nimmer können. Hätt' doch immer ein Anderer sein müssen, und wenn's nun ein Anderer sein muß, so ist's mir gleichviel, ob's nun der Mathias ist, oder der Peter oder wer! Wenn der Mathias nur nicht gar so ein wilder Mensch wär und so jähzornig, aber ich will schon mit ihm auskommen; ich werd' ihm kein' Anlaß geben zu Verdrießlichkeiten, und wenn er nur weiter so bleibt, wie er sich bisher gehalten hat, so wird's am Ende doch gehen!

Sa freilich, wenn sich der Mathias fernerhin auch so

gehalten hätt', wie bisher, dann wär's schon gegangen, so war es aber nicht. Neue Besen kehren gut. Anfänglich war der Mathias fast außer sich vor Freude und wer ihn je in seiner Freud' gesehen hat, der hat meinen müssen, so eine rechte Lieb', wie die, welche der Mathias für die Christel hat, so eine hat es gar noch nimmer gegeben. Wer aber so gemeint, der bewies nur, daß er den Mathias gar nicht recht gekannt; denn was dem Mathias eine so große Freude gemacht, war nicht die Liebe zur Christel, sondern der Sieg, den er über ihren Widerwillen, über ihre Hartnäckigkeit und Widerspenstigkeit davongetragen. Daß er seinen Willen durchgesetzt, daß er den Jakob aus dem Sattel gehoben, daß er einen Triumph gefeiert, das waren die Empfindungen, von denen sein Gemüth erfüllt war; allerdings war er sich selber nicht darüber klar, daß dem so sei. Im ersten Rausche der Lust verwechselte er diese Empfindungen mit dem Gefühle der Liebe, er meinte, er liebe die Christel, er redete sich's ein, daß dem so sei, er kannte sich selbst nicht; aber bald zeigte sich's, daß es anders war; denn die erste Lust war bald verrauscht, das Gefühl seines Sieges abgeschwächt durch das Bewußtsein des Besizes und nun fand er gar bald Veranlassung zur Unzufriedenheit.

Nicht daß sein Weib ihm solche Veranlassung auch nur im Mindesten geboten hätte, aber wer den Zank sucht, der wird auch um die Ursache nicht verlegen sein, man

greift sie eben vom Baune, und wer den Streit will, dem hat es noch nie an dem Vorwand gefehlt — so geht es in der großen und in der kleinen Welt.

Kommt einmal der Mathias des Abends heim und schimpft auf die verfluchten Juden.

Was haben Dir die Juden gethan? fragt Christel ruhig.

Aha, schreit der Mathias wild auf — nimmst Du Dich der Juden an? Ja freilich, Dir steckt der Jakob noch im Kopf.

Christine erschraf über seine Wildheit und erwiderte nichts auf den Vorwurf.

Siehst Du — schreit der Mathias weiter — daß ich Recht hab' und daß Du Dich nicht vertheidigen kannst.

Man vertheidigt sich nicht — sagt Christine — wenn man nichts Unrechtes gethan hat.

So schwör' mir, daß Du mich gern hast —

Ich hab' Dir am Altar in der Kirche für's ganze Leben Treue geschworen, glaub' mir, Mathias, ich werd' meine Pflicht als Ehefrau gegen Dich nicht verletzen. Damit gieb Dich zufrieden. Wenn ich Dir mehr versprechen wollt', so müßt ich lügen.

Siehst Du, wie ich Dich durchschau', falsche Schlange — schreit Mathias nur noch wilder. Warum heirath' denn der Jakob nicht? Ist er vielleicht nicht alt genug dazu?

Was weiß ich, warum der Jakob nicht heirathet, sagt Christine.

Aber ich weiß es, schreit Mathias, weil Ihr Beide auf meinen Tod wartet.

Das ist, so wahr Gott lebt, nicht wahr.

Es ist wahr und wenn es nicht wahr ist, soll's der Jakob beweisen und soll heirathen. Ich hab' keine ruhige Stund' mehr, so lang er ledig ist.

Kann ich ihm's denn gebieten?

Stell' Dich nur so unschuldig, und mein' nur, ich kenn' Dich nicht! Wer denn anders kann's ihm gebieten, als Du? Kurz ich will es. Thu', was ich Dich heiß'.

Ich will's ihm rathen, sagt darauf Christine, und wenn er's thun will, ist's mir recht.

Mach's wie Du willst, aber heirathen soll er.

Christine versprach mit Jakob zu reden und so ward Mathias begütigt und der häusliche Friede war wieder hergestellt.

Christine sprach mit Jakob. Dies hätte zu keiner ungelegeneren Zeit geschehen können; denn indem sie mit Jakob sprach und er sanft und gütig auf alle ihre Reden einging, hatte sie Gelegenheit, neuerdings Vergleichen zwischen Jakob und Mathias anzustellen, die keineswegs zu Gunsten des Letztern ausfallen konnten.

Nicht lang darauf wurde in dem kleinen Häuschen in der „Gasse“ dem Dorfgeher gegenüber eine schön bemalte

Porzellan-Schale zerbrochen und der „Server“ (Diener), welcher die Scherbelein an Verwandte und Bekannte zu überbringen hatte, verkündete nebst dem üblichen Wunsche „Gut Glück!“ die fröhliche Botschaft, daß Jakob des Dorfgheers und der Kindbett-Wärterin Schewele Brautleute mit einander geworden seien.

Arglos, wie er war, schickte Jakob auch ein solches Freundschaftszeichen hinaus außerhalb der „Gasse“ auf den Marktplatz in das Haus des Mathias an Christine.

Als der Server Christinen das Scherbelein als Zeichen der Verlobung des Jakob überbrachte, stieg dem Mathias wieder das Blut zu Kopf.

Christine, nichts Uebles denkend sagte, nachdem der Server sich entfernt hatte: Nun hast Du Deinen Wunsch erreicht!

Den Teufel hab' ich erreicht, gab Mathias zur Antwort.

Du siehst, daß er mir gefolgt hat.

Ja, ja, leider nur zu sehr seh' ich das und daraus erkenn' ich, wie sehr Du ihm noch im Kopf liegst.

Nun, er wird ja heirathen, dann hat er sein Weib.

Ja, dann hat er sein Weib, wie Du Deinen Mann hast, — zum Besten.

Schäm Dich über einen solchen Verdacht. Wenn Du schon mir nicht traust, der Jakob ist ein ehrenhafter Mann!

Stehst Du, wie Du ihn rühmst, ja freilich, der ist

ein anderer Mann, wie ich, den hast Du am Schnürel, der folgt Dir, und tanzt, wie Du ihm pfeifst; aber wart, ich will Dich nun anders traktiren, als bisher.

So rief er zornig, und mit diesen Worten ging er hinaus und schlug heftig hinter sich die Thür zu.

Jesus Maria! was ist das für ein Mensch! sagte Christine; aber sie weinte nicht und klagte nicht, sie fügte sich geduldig in ihr Schicksal.

Mathias ging in's Wirthshaus.

Hol' der Teufel die ganze verfluchte Wirthschaft, polterte er, aber ich bin mir an Allem nur selber Schuld; warum hab' ich auch geheirathet? warum bin ich nicht noch ein paar Jahr im ledigen Stand geblieben und hätt' die Welt genießen können? Hat mich das Futter gestochen! Mordio! muß ich g'rad so eine Scheinheilige in's Haus führen, die aussieht und thut, als ob sie nicht wüßte, wo die Sünde wohnt, und hat's tiefer hinter den Ohren als jede andere. Teufel, was hab' ich da für eine Dummheit gemacht, einen schönen Sieg hab' ich errungen, das hätt' ich doch voraussehen können, daß sie nach der Hochzeit mit dem Jakob ihr Spiel forttreiben wird. Heda, Kellner! Ich muß mir Eins antrinken; am besten man vertrinkt seinen Zorn!

Oder man verspielt ihn! ließ sich jetzt aus der Ecke der Gaststube eine Stimme vernehmen.

Mathias sah sich um, und antwortete: Desto besser!

Bald waren Wein und Karten auf dem Tische, und die beiden Männer rückten näher zusammen.

Mathias trank und spielte und gewann dem Andern das Geld ab. Es war ein böser Gewinn: denn da sie spät Nachts sich trennten, verabredeten sie, sich morgen wieder zu treffen. Und als Mathias am zweiten Tage das Geld, das er am ersten Tage gewonnen hatte, wieder verlor und noch einiges dazu, so war er nun um so begieriger, sein Glück am dritten Tage auf's Neue zu versuchen.

Das wär' auch der Teufel, sagte er, wenn ich im Spiel kein Glück haben sollte! Hab' ich doch Unglück in der Ehe! und was wäre sonst das Sprichwort werth.

So spielte er denn Tag für Tag und ergab sich dabei dem Trunke, und bald gab's im ganzen Ort kein Wirthshaus, wo sein Name nicht mit Kreide an der Thür angeschrieben gewesen wäre; denn er hatte zwar ein schönes Vermögen an liegenden Gründen, jedoch nicht immer viel des baaren Geldes und gerade das war's, dessen er zum Spielen bedurfte. Es fehlte ihm aber nicht an Rathgebern und guten Freunden, die sich immer mehr und mehr zu ihm gesellten und die ihm den Weg zeigten, wie man zu Gelde kommt, wenn man keins in der Tasche hat.

Wer so ein Haus auf dem Marktplatz hat wie Ihr, wem auf den Feldern das Getreide und auf der Wiese das Heu wächst, wem die Kühe und Pferde im Stall stehen, wie Euch, der braucht das baar' Geld nicht mit sich im

Sack herumzutragen, wie der Jud', der sein Geld immer fort zum Schacher parat haben muß. Was gilt die Wett', Ihr braucht nur ein Wort zu sagen, und Ihr habt baar Geld, so viel Ihr wollt. Ich bin ein schlechter Kerl, wenn nicht jeder Jud', soviel ihrer in der „Gasse“ sind, sich eine Ehre daraus macht, dem Herrn Mathias Geld vorzustrecken.

So belehrten den Mathias seine Freunde und Rathgeber und er ließ sich den Rath gar sehr gefallen.

Bald hatte er baar Geld genug in der Tasche, aber sein Name stand als Unterschrift auf einem kleinen unscheinbaren Zettelchen, welches nicht mit Unrecht „Wechsel“ genannt wird, denn oft bewirkt es einen völligen Wechsel in den Verhältnissen eines Menschen.

Lustig gelebt und selig gestorben! rief Mathias, Halloh, Brüder, Geld ist im Sack, jetzt kommt. Es ist doch auch gut, daß es Juden auf der Welt giebt; das hab' ich bis heute nicht gewußt!

So saß er denn wieder mit seinen Gesellen und spielte und zechte.

Christinens Verwandte sahen mit Schrecken, welchem Treiben sich Mathias ergeben habe. Sie überliefen Christine und bestürmten und beschworen sie, um Gotteswillen dem Unwesen Einhalt zu thun, so lange es noch Zeit sei.

Christine war untröstlich über die Dinge, die ihr da eröffnet wurden; aber was sollte sie thun? konnte sie es

wagen, dem Manne Vorwürfe zu machen? Und welcher Weg der Güte ließ sich wohl einschlagen? Wenn Mathias des Nachts spät nach Hause kam, so mußte sie ja froh sein, wenn er sie in Ruhe ließ und sie nicht mit der thörichten Eifersucht quälte, von der er erfüllt war. Bei dem geringsten Anlasse, über einen Strohhalbm, der ihm im Wege lag, warf er ihr vor, daß sie noch immer an den Jakob denke, fragte sie, ob sie nicht wieder mit dem Jakob bei Mondschein hinter die Scheuer gehen möchte, wie ehemals. Die Brüder und Schwestern, Bettern und Muhmen lösten bei ihr einander fast ab; keinen Augenblick stand die Thür still, denn Alle waren sie um Christinen's Zukunft besorgt, aber Christine, die selber des Trostes bedurfte, konnte ihnen wenig Tröstliches mit nach Hause geben; als jedoch ihr Vater kam, den sie immer hoch in Ehren und Respekt gehalten, und ihr in seiner ruhigen und trockenen Weise, mit seinem kühlen, gesetzten Wesen erklärte, er werde jetzt da bleiben und auf den Mathias warten, um mit ihm ein paar ernste Worte zu reden, da bat sie und beschwor sie den Vater, er möge jetzt nur ruhig nach Hause gehen, sie wolle selber dem Mathias Alles sagen, was nöthig sei und möge daraus folgen, was da wolle, denn sie fürchtete das Zusammentreffen der beiden Männer. Christinen's Vater aber gehörte nicht zu Denen, die sich leicht abspeisen lassen, das hatte er ihr selbst schon einmal bewiesen. Vielleicht bereute er jetzt seine damalige Härte gegen die Tochter,

vielleicht mochte er denken, es wäre wohl besser gewesen, er hätte ihr den Mathias nicht aufgedrungen; indessen Natur bleibt Natur und wie scharf der Verstand auch den früher begangenen Fehler einsehen mag, sowie die neue Veranlassung sich bietet, so wirkt doch nur die Natur. Und in der Natur von Christinen's Vater lag es eben, keinen Entschluß, den er einmal gefaßt hatte, unausgeführt zu lassen. So wartete er denn richtig auf Mathias.

Es war spät, als Mathias nach Hause kam, fast Mitternacht. Im ersten Augenblicke überraschte ihn die Anwesenheit des Schwiegervaters in später Nachtstunde, er war sichtlich betroffen und wagte dem alten Manne kaum in's Gesicht zu sehen. Bald aber erwachte in ihm der Stolz des Drei-Viertel-Löhners dem armen Häusler gegenüber. Bin ich hier nicht Herr im Haus, und kann ich nicht gehn' und kommen, wann ich will und wie es mir gefällt? Habe ich vielleicht Jemandem von meinem Handel und Wandel Rechenschaft abzulegen, oder darf einer solche von mir fordern? — Dies waren die Gedanken, die ihm rasch genug durch den Kopf gingen, um ihn die verlorene Fassung wieder gewinnen zu lassen. Er schlug daher einen leichten, scherzhaften Ton an, in der Meinung, seinen Schwiegervater durch die Unbefangenheit seines Benehmens und die Ungezwungenheit seines Wesens einzuschüchtern.

Das ist schön von Euch, Alter! sagte er, daß Ihr

meiner Christel Gesellschaft leistet. Schad' aber, daß ich von Eurer Anwesenheit nichts gewußt hab', ich hätt' sonst nicht so heim geeilt.

Mathias! sagte der Alte. Spaß treiben kannst Du mit Deinen Spielfkameraden, mit mir red' wie sich's gehört.

Mathias schaute den Schwiegervater mit großen Augen an. Dieser aber fuhr fort:

Du wandelst auf unrechten Wegen, Mathias, und handelst nicht, wie ein rechtschaffener und ehrlicher Mann. Ich bin auch einmal jung gewesen und weiß, was Recht ist. Ich laß' mir auch heut' gern ein Glas Wein schmecken, wenn ich es hab', und wenn ich grad' am Sonntag Nachmittag ein Spiel Karten in die Hand krieg', so weiß ich damit umzugehen. Aber was soll es heißen, daß Du Dich ganze Tage und Nächte im Wirthshaus herum treibst? was soll es heißen, daß man Dich beständig beim Weinkrug und bei dem Kartenspiel findet? willst Du ein Saufbold und ein Professionspieler werden? ist es Recht, daß Du Deine Wirthschaft so vernachlässigst? was sollen denn Deine Knecht' und Mägde machen, wenn sie wissen, daß sie von Dir nicht beaufsichtigt werden und von Dir nichts zu befürchten haben? Kennst Du das Sprichwort nicht: Wie der Herr, so der Knecht! Was soll es heißen, daß man Dich nie auf Deinen Feldern und Wiesen, nie in Deinem Weingarten sieht? Ist es ferner Recht von Dir,

daß Du Dein Weib so daheim sitzen lässest, und Dich um sie nicht kümmerst? ist das die Liebe, die Du zu ihr hast? Hab' ich sie Dir darum gegeben, daß Du sie verachten sollst? was hast Du nicht Alles versprochen, da Du um sie angehalten? alle goldenen Berge waren zu wenig! Ist es so, wie Du es haltest? Hab' ich Dir meine Tochter darum gegeben, daß sie es bei Dir ärger haben soll, als wenn sie den ärmsten Tagelöhner genommen hätt'? Und dann, was ist das für ein Streich mit dem Wechsel, von dem ich gehört hab'? in was für Sachen läßt Du Dich hinein? nicht genug, Du bist ein Säufer und ein Spieler, willst Du auch noch ein Schuldenmacher werden? und was wirst Du thun, wenn Du Dein Vermögen vertrunken und verspielt haben wirst? woher wirst Du dann solche Schulden bezahlen? Man wird Dir ja Dein Haus verkaufen! Man wird Dich wegtreiben von Haus und Hof, und Du wirst nicht wissen wo aus noch ein! Mathias, Mathias! ich sag' Dir's, folg' mir, ich bin älter als wie Du, und hab' mehr Erfahrung; noch ist es Zeit, umzukehren! Kehr' um und thu', wie sich's gebührt, und jetzt — gut Nacht.

Warum ist denn Dein Alter kein' Pfaff geworden? sagte Mathias zu Christel, nachdem der Vater gegangen war, der versteht das Predigen ja meisterlich!

Christine schwieg. Mathias aber sagte weiter:

Hast Du mir die Predigt bestellt? Du Scheinheilige!

Mathias, wie ruhig könnten wir leben, wenn Du —
Ja wenn, wenn Du kein Luder wärst.

Mathias, nimm das Wort zurück!

Hol' Dich der Teufel mitsammt Deinem Alten, und mit sammt Deiner ganzen Sippschaft. Und das sag' ich Dir jetzt kurz und gut: Von Deiner saubern Sippschaft will ich keinen mehr da in der Stube sehen. Ich hab' Dich geheirath', aber nicht Deinen Alten, nicht Deine Brüder und Schwestern, nicht Deine Vettern und Nuhmen. Wenn ich einen von ihnen einmal wieder hier antreffe in meinen vier Wänden, so nehm' ich den Stecken und hau' ihn zur Thür hinaus.

Greifere Dich nur nicht so, sagte Christel begütigend, meine Verwandten werden es darauf nicht ankommen lassen.

Desto besser, gab Mathias zurück, und warf sich schimpfend auf's Bett.

Wenn Christel's Vater gehofft hat, daß seine Ermahnung etwas fruchten werde, so hat er sich sehr getäuscht. Des andern Morgens ging Mathias wieder wohin es ihn zog! Christel aber ging zum Vater und bat ihn, er und alle anderen von den ihrigen möchten sich ja doch in Acht nehmen, und sie nur ja nicht mehr besuchen, denn es könnte sonst ein Unglück geben. Der Mathias ist außer sich vor Zorn, und will von ihrer ganzen Verwandtschaft nichts mehr wissen.

So bleib' auch Du, und geh' auch Du nicht mehr zu ihm zurück! sagten ihre Geschwister, er verdient Dich gar nicht, der Lump, und wenn er von Deinen Verwandten nichts wissen will, so brauchst auch Du von ihm nichts zu wissen.

Jetzt, das wieder nicht, sagte Christine, in der Sach' denk' ich anders. Ihr habt mich zu ihm getrieben mit Gewalt zu einer Zeit, da ich von ihm nichts wissen wollte; damals wart' Ihr auf seiner Seite und ich hab' Euch nachgegeben; heut aber bin ich sein Weib und er ist mein Mann. Wir sind vor dem Altar in der Kirch' mit einander für alle Zeiten verbunden, und keine Macht auf Erden kann uns trennen. Wie wenig auch mein Herz mich zu ihm hinzieht, meine Pflicht kenn' ich, und ich verlaß' ihn nicht änder, als bis er mich verstoßt!

Brav gered't, Christel! sagte der Vater; die Brüder und Schwestern, die inzwischen herbeigekommenen Vettern und Muhmen brummten darüber, aber sie konnten mit Christinen nichts ausrichten, sie konnten ihr keinen andern Kopf aufsetzen.

Nachdem sich die Vettern und Muhmen mißvergnügt wieder entfernt hatten, sagte Christel:

Vater, jetzt noch ein Wort unter vier Augen mit Euch.

Die Brüder und Schwestern verließen die Stube, schüttelten die Köpfe und sahen sich fragend an: Was mag sie denn noch haben?

Vater, sagte Christel, jetzt sagt mir, was ist das mit dem Wechsel, was Ihr gestern bei Nacht gesagt habt? da davon weiß ich und versteh' ich nichts!

Was soll's denn sein, sagte der Vater. Zum Spielen braucht man Geld, und den Wein giebt der Löwenwirth nicht umsonst her, und der Adlerwirth auch nicht.

Nun, und weiter?

Nun, so hat der Mathias halt Geld ausgeliehen und hat sich verschrieben mit seiner Unterschrift, daß er's richtig schuldig ist, und daß er's den und den Tag auch richtig zahlen wird.

Und hat er das Geld schon gezahlt?

Ja, wenn Einer zahlen soll, dann muß er das Geld früher haben. Der Reichthum des Bauers besteht aber nicht in Baarem; Du mußt's ja wissen, ob Ihr viel Baares zu Haus im Kasten liegen habt.

Ich weiß von nichts.

Nun, der Mathias wird nicht mehr davon wissen, und wenn der Zahltag kommt, und er kann das Geld nicht zahlen, so sperren sie ihn ein.

Herr Jesus! und wer hat den Wechsel?

Wer wird ihn denn haben? Einer von denen in der „Gasse“; er wird sich schon anmelden derselbige der ihn hat, brauchst nicht zu besorgen, daß er daran vergessen wird.

Nein, Vater, dahin darf's nicht kommen! Um Gottes willen, geht Vater und helft mir!

Ja, was soll ich Dir thun? soll ich Dir's Geld hergeben? es kugelt sich bei mir nur so im Kasten herum, gelt?

Nein, Vater, ich weiß, was ich thu', aber geht, macht schnell. Ich bring' Euch meine güldene Kett', meine Ohrring' und was ich sonst hab'. Zu was soll mir der Schmuck, wenn ich die Schand' erleben muß, daß sie mir den Mathias einsperren!

Hiermit lief Christine fort, um ihre goldenen Schmucksachen zu holen.

Christel's Vater nahm das Gold, wickelte es gut ein und ging damit in die „Gasse.“

Für wie viel schätzt Ihr diese funkelnden Dinge da? fragte er Einen nach dem Andern.

Bald sah er's, daß die Leute in der „Gasse“ sich auf diese glänzenden Dinge nicht übel verstanden, denn die Angebote, die ihm von verschiedenen Seiten gemacht worden waren, blieben sich so ziemlich gleich, und wichen nur um ein Weniges von einander ab. Als er nun die Sachen loszuschlug und die silbernen Zwanziger, die ihm blank auf den Tisch gezählt wurden, einzustreichen sich anschickte, sagte er wie von Ungefähr: Jetzt hab' ich noch ein kleines Geschäftchen in der „Gasse“ abzumachen.

Nun, sagte Leser Karfunkelstein, hab' ich Euch doch

gut bedient bei dem einen Geschäftchen, warum wollt Ihr mir weiter gehn' bei dem andern?

Ja, sagte der Häusler, ich muß ja erst wissen, wo der Wechsel ist?

Meint Ihr vielleicht keinen andern Wechsel, als den von Eurem Schwiegersohn Mathias?

Gewiß mein' ich keinen andern! Habt Ihr ihn etwa?

Warum soll ich ihn nicht haben? gehört er denn nicht mein?

So gebt ihn heraus!

Narr, was Ihr seid, dazu habt Ihr ja noch ganz acht Tag' Zeit; der Wechsel ist ja noch nicht fällig!

Thut nichts! Hier ist das Geld! Wie viel kommt Euch? macht rasch, ich hab' nicht viel Zeit.

Wenn Ihr's wollt, mir kann es recht sein.

Niemand war froher als Christel, da ihr der Vater den Wechsel überbrachte. Sie freute sich wie ein Kind, wenn es auf die Kirchweih mitgenommen wird; mit Stauen betrachtete sie das merkwürdige Zettelchen, daß so viel Kraft besitz, daß es den Mathias hätte in's Gefängniß bringen können, wenn sie nicht bei Zeiten dazu gesehen hätte. Das Zettelchen kam ihr vor, wie ein Zaubermittel und sie hatte gesiegt darüber, und ihm seine geheime Kraft genommen. Mit wahrer Freude legte sie den Wechsel in den Kasten an dieselbe Stelle, wo noch vor einer Stunde

ihre Kleinodien gelegen waren. Das ist nun mein Schmuck, sagte sie und sperrte vergnügt, wie man immer ist, wenn man das Bewußtsein einer guten That in sich herumträgt, den Kasten zu.

Mit ihrer Fröhlichkeit stimmte der Mißmuth, den sie bei Mathias von Tag zu Tage wachsen sah, gar seltsam zusammen. Mathias wußte freilich nicht, daß der Wechsel bereits ausgelöst sei, aber das wußte er, daß der Zahltag immer näher und näher rückte, nicht minder wie es in seiner Tasche aussah. So lange das Geld, das ihm Leser Karfunkelstein vorgestreckt, ausreichen wollte, so lange war er guten Muthes, und lebte lustig in die Welt hinein, das Geld ward aber mit jedem Tage weniger, und wie es sich verminderte, eben so schwand seine gute Laune. Kam er dann in solcher Mißstimmung nach Hause, so war ihm Alles im Wege, und nichts war ihm recht. Anstatt die Ursache seines Unmuthes in sich selbst zu suchen, wollt' er dieselbe, wie es gewöhnlich geschieht, in seiner Umgebung finden, und da hatte sein Weib denn am allermeisten zu leiden. War Christine still und schien sie ebenfalls nicht glücklich zu sein, so machte er ihr Vorwürfe, daß sie eine undankbare Person sei, daß sie das Glück nicht zu schätzen wisse, daß viele andere an ihrer Stelle sich glücklich gefühlt hätten, sie aber traurig sei, weil sie immerfort an den Jakob denke und denselben sich nicht aus dem Kopf schlagen wolle; zeigte Christine aber, wie heute, nachdem sie mit

ihren Schmucksachen den Wechsel eingelöst, gar ein fröhliches Gesicht, dann hatte sie der Vorwürfe noch mehr zu erdulden, dann war sie in seinen Augen die Boshafte, die Schadenfrohe, die sich über Alles freue, was ihm Kummer bereite; dann schalt er sie die Ungetreue, die es heimlich mit dem Jakob halte. Die Folge davon war keine andere, als daß er in seinem Unmuth wieder zum Wein und zu den Karten zurückkehrte.

Seine Freunde wußten ihm allerdings den Unmuth besser zu vertreiben. Sie merkten bald, wie es mit seiner Tasche stehe und kitzelten ihm das Geständniß, daß er kein Geld mehr habe, leicht heraus.

Wenn's weiter nichts ist als dieses, sagten sie, so brauchst Du Dir darüber den Kopf nicht warm zu machen. Der Leser Karfunkelstein hat noch Geld genug.

Ich bin ein Hund, meinte der Eine, wenn er nicht noch zehnmal so viel herleiht, als die lumpige Summe, die Du ihm schuldig bist.

Gieb mir auf einem Blanquet Deine Unterschrift, sagte der Zweite, und ich verwett' meinen Kopf, daß ich Dir in einer Stunde so viel silberne Zwanziger auf den Tisch da lege, als Du in Deinem ganzen Leben noch niemals auf einem Haufen beisammen gesehen hast.

Das waren gar tröstliche Worte für Mathias und klangen ihm lieblich und angenehm in's Ohr. Nicht nur, daß er sich aus dem Wechsel keine Sorge zu machen brauche,

sollt' es auch noch in seiner Macht stehen, auf's Neue Geld zu bekommen, und Geld, so viel er wollte, er brauchte nur zuzugreifen, und dafür hatte er nichts anderes zu thun, als — seinen Namen auf ein Stückchen Papier hinzuschreiben, eine wahre Lappalie.

Seine Freunde hatten ihn in der That nicht getäuscht; Leser Karfunkelstein ließ sich finden.

Warum werd' ich dem Herrn Mathias nicht leihen, so viel er will, sagte Leser Karfunkelstein mit außerlesener Freundlichkeit, kenne ich doch den Herrn Mathias als einen reichen Mann und als einen ehrlichen Mann, der mir mein Geld nicht behalten wird, was ich mir schwer und sauer verdienen muß. Als wie fähr der Herr Mathias unterschreibt mit seinem guten Namen diesen Wechsel, so leg' ich das Geld gleich auf den Tisch.

Mathias machte einen kühnen Zug mit der Feder. Man sah es der Unterschrift an, daß sie mit einer Art Stolz dahin gesetzt war. In der That fing Mathias an, sich in seinem Werthe zu fühlen.

Man ist doch ein Mann, sagte er sich, als er das Geld einstrich, man weiß doch, wer man ist, wenn man mit vernünftigen Leuten zu thun hat. Es ist doch eine schöne Sach', daß man mit seinem Namen so viel kann ausrichten in der Welt, freilich der Name muß auch etwas sagen und Jeder heißt nicht — Mathias.

Da Geld in der Tasche war, so fing das lustige

Leben nun wieder von vorne an, und es wurde wieder gespielt und getrunken bis in die tiefe Nacht hinein.

Jakob und Schewele hatten inzwischen Hochzeit gemacht und lebten miteinander ruhig, still und vergnügt. Jakob konnte zwar seine Christel nicht vergessen, und dies preßte sein von Natur gedrücktes Wesen noch mehr darnieder; allein Schewele, die ihn aufrichtig liebte und nun am Ziel ihrer geheimen Wünsche war, bestrebte sich, ihm das Leben so angenehm als möglich zu machen; dies Bestreben entging ihm nicht, und er erkannte es dankbar an. Aus dieser Dankbarkeit erzeugte sich in seinem Gemüthe ein aufrichtiges Wohlwollen gegen sein Weib, und Schewele hinwiederum, wohl in Acht nehmend, daß sich zur Liebe das Herz nicht zwingen lasse, war klug genug, sich mit Jakob's wohlwollendem und gütigem Wesen zu begnügen.

Jakob ging nach wie vor in's Dorf, und erwarb sich manchen Groschen! eifrig sparte er die Groschen zusammen, und als ihrer mehrere beisammen waren, machte er einen Gulden daraus. So hielt er's fort und fort, und so kam ein Gulden zum andern. Nach einiger Zeit hatte er ein kleines Vermögen, und während Mathias mit jedem Glas Wein, das er hinunterstürzte und mit jeder Karte, die er anrührte, aus seinem Hause gleichsam einen Stein nach dem andern herausriß, stieg Jakob immer höher und höher und eines Tages konnte er zu seinem Weibe sagen:

Weißt Du was, mein Kind! mit dem Dorfgehen hat es jetzt ein Ende. Ich hab' mir mit Gott's Hülfe ein schön paar Gulden zusammengespart, jetzt kauf' ich mir ein Roß und ein Wägele und fang einen kleinen Handel an mit Getreide, und wenn Gott mir weiter Glück beschert, wie er bis allher gethan hat, so kann aus dem kleinen Handel mit der Zeit auch noch ein großer werden.

Jakob ging hin und kaufte sich Roß und Wagen, und wer sich einmal Roß und Wagen kauft, der braucht auch einen Knecht: drum säumte er nicht lange und diente auch einen Knecht, und dieser Knecht war kein anderer, als des Häuslers Sohn aus der Langgasse, Paul — Christinens jüngster Bruder.

Mit seinem Roß und Wagen fuhr nun Jakob jede Woche nach der nahegelegenen Stadt, wohin er Getreide zum Wochenmarkt führte, und kehrte regelmäßig in der Nacht von dem Donnerstag auf den Freitag zurück, um den Sabbath daheim in seiner Stube zuzubringen.

Da brannte denn am Freitag Abend in der kleinen Stube die Sabbath-Lampe, die sein Weib in der Dämmerung entzündet hatte, freundlich und hell, und wenn sie da so beisammen saßen, Jakob und Schewele, und aßen Fleisch und Fisch und tranken Wein, und sangen nach frommer Weise die heiteren Gesänge zum Lobe Gottes, entschlagen aller Sorge, die die Woche über auf ihnen

gelaftet, da kauerte manchesmal draußen auf der „Gasse“ am niedern Fenster eine weibliche Gestalt und sah hinein in die liebliche Sabbathstube, auf den Segen, der darinnen ausgebreitet war, und es entfuhr ihr mancher Seufzer, und es entfiel ihr manche Thräne, und sie schlich wieder heim in ihr großes, schönes Haus auf dem Marktplatz, da war es aber öde und leer; denn derjenige, der da sollte schalten im Hause und schaffen und thun, der saß im Wirthshaus und verschwendete Zeit und Vermögen.

Die Genossen neckten Mathias beim Spiele.

Weißt Du, daß Dein Schwager Knecht beim Jakob in der „Gasse“ geworden? — fragten sie ihn.

Ich kenne keinen Schwager — gab Mathias zurück.

Aber Paul ist doch der Bruder von Deiner Frau!

Hol' der Teufel meine Frau, und ihre ganze Sippschaft und den Jakob dazu.

Solche Reden — man konnte es wohl merken — waren schon wieder die Vorzeichen erneuerten Mißmuthes, denn auch der zweite Wechsel lief bereits geraume Zeit, und nicht mehr ferne war der Zahltag.

Das merkten denn die Genossen gar wohl, denn Mathias war kein Mensch, der sich viel verstellen konnte, drum suchten sie seinen sinkenden Muth wieder aufzurichten.

Heimlich schlich sich Einer von ihnen hinaus und kam

nach kurzer Zeit wieder; bald darauf aber kam wie von ungefähr Leser Karfunkelstein in die Wirthsstube.

Bei seinem Eintritt wechselte Mathias die Farbe, denn er meinte nicht anders, als daß der Jude die beiden Wechsel mitbringt, um sein Geld zu holen.

Leser Karfunkelstein aber setzte sich, nachdem er gegrüßt hatte, ruhig an einen Tisch und ließ sich ein Glas Bier geben, ohne die heitere Gesellschaft auch nur im Mindesten zu stören.

Derjenige, der dem Mathias zunächst saß, stieß ihn heimlich an den Ellenbogen, zugleich trat ihn ein anderer der Kameraden unter dem Tische auf den Fuß.

Mathias blickte wie fragend auf, und sah ein gar vielsagendes Zwinkern mit den Augen.

Merkst Du etwas? — fragte ihn endlich leise der Nächstsitzende.

Ja, aber was will er denn schon heut'? Der Wechsel ist ja noch nicht fällig? fragte Mathias mit bekümmelter Miene.

Wer denkt an den Wechsel? — erhielt er zur Antwort.

Pst! ermahnte ein Anderer — nur nicht zu laut, der Leser kann es ja hören.

Und wenn er's hört? was ist's auch? — schrie der erste jetzt laut auf, und erhob sich vom Tische. — Was brauchen wir denn ein Geheimniß daraus zu machen? ist's

denn eine Sach', die sich nicht sehen lassen darf? He, was meint Ihr dazu, Leser? Ihr könntet mit dem Herrn Mathias da wohl wieder ein Geschäftel machen, wenn Ihr Vernunft habt.

Brauch' ich dazu nichts weiter als Vernunft? — fragte Leser Karfunkelstein.

Wenn etwas Geld dabei wär', so könnt's nicht schaden!

Vernunft und Geld — sagte Leser Karfunkelstein — sind rare Sachen; man findet sie nicht auf der Gasse.

Aber doch bei Euch!

Nu, nu — sagte Leser — die Herren sind gar gütig, sie halten mich für mehr, als ich bin.

Macht Euch nur nicht selber klein, Hebräer. Man weiß, daß Ihr ein reicher Mann seid.

Ein reicher Mann, zuckte Leser mit den Achseln — was heißt ein reicher Mann! Alles heißt ein reicher Mann. Ist man denn gleich ein reicher Mann, wenn man mit Gott's Hülfs' ein paar Groschen mehr hat, als man just braucht?

Was soll die lange Rederei — rief Mathias ungeduldig dazwischen — mit einem Wort: Könnt Ihr zu dem, was ich Euch schuldig bin, noch Einiges vorstrecken?

Vorstrecken ist Recht, sagte Leser — aber zu dem,

was mir der Herr schuldig ist? Der Herr Mathias ist mir keinen Kreuzer schuldig.

Mathias blickte den Juden staunend an und wußte sich diese räthselhafte Auskunft nicht zu erklären.

Habt Ihr mir denn kein Geld geliehen? — fragte Mathias endlich.

Warum soll ich dem Herrn Mathias kein Geld geliehen haben? hat es der Herr Mathias denn nicht von mir verlangt?

Nun, und habe ich Euch keinen Wechsel unterschrieben?

Warum soll mir der Herr Mathias keinen Wechsel unterschrieben haben, wenn ich ihm Geld leih'? — Hätt' ich dem Herrn Mathias mit Verlaub dann sonst auch Geld geliehen?

Nun also — fragte Mathias — warum sagt Ihr, daß ich Euch nichts schuldig bin, wenn Ihr Wechsel auf mich habt?

Wer sagt, daß ich auf den Herrn Mathias ein Wechsel hab'?

In's Teufels Namen, habt Ihr die Wechsel denn verbrannt?

Gott soll behüten und bewahren, warum werd' ich einen guten Wechsel auf des Herrn Mathias seinen guten Namen verbrennen? Hab' ich denn wahnsinnige Rästen (giftige Rastanien) gegessen?

Was habt Ihr mit den Wechselfn also gemacht?

Was soll ich mit den Wechselfn gemacht haben? verkauft hab' ich sie. Glaubt denn der Herr Mathias, daß unser Einer so ein' Wechsel mir nichts, dir nichts in den Kasten hineinlegen kann und warten soll, bis der Wechsel fällig ist? für unser Einen ist ein Wechsel eben so gut ein Stück Waare, wie ein Hasenhäutcl.

Zum Teufel noch einmal! und wer hat jetzt den Wechsel?

Wie der Herr Mathias nur so fragen kann? bin ich denn der Prophet Elias, daß ich das wissen soll? Der Wechsel ist vielleicht schon in der zehnten Hand. Der Herr Mathias kann aber unbesorgt darüber sein, denn derjenige, der ihn hat, wird sich ihn gut aufheben, und am Zahltag wird er sich schon anmelden ungesucht.

Ihr hört aber, daß ich kein Geld hab' zu zahlen!

Das thut mir um des Herrn Mathias Willen wirklich leid; denn ein Wechsel ist kein Spaß!

Am End' läßt mich so ein vermaledeiter Spitzbube noch einsperren!

Nu, was meint denn der Herr Mathias, geniren wird er sich?

Macht keine Fagen, Hebräer — legten sich nun wieder die Anderen in's Mittel — Ihr wißt es gut, daß sich ein Mann wie der Mathias wegen einer solchen Lumperei

von ein paar Tausend Gulden nicht einsperren lassen wird. Ihr werdet ihn doch nicht in einer Verlegenheit stecken lassen.

Ich will thun was ich kann, denn ich bin dem Herrn Mathias ein guter Freund!

Das heißt geredet Hebräer! man sieht, daß Ihr ein Herz im Leib' habt — sagte einer der Genossen, und der andere fügte hinzu: Aber diesmal werdet Ihr ein bißchen tief in Euren Geldsack greifen müssen, denn es handelt sich nicht nur darum, den Wechsel einzulösen, es muß ja dem Herrn Mathias auch wieder etwas in der Tasche bleiben!

Wie viel braucht der Herr Mathias?

Mathias schickte sich an, die Summe zu berechnen; aber die Kameraden riefen dazwischen: Wer wird da lange Rechnungen machen? Laß' Du das den Buben in der Schul'! Zählt zehntausend Gulden auf, Leser! das ist eine runde Summe.

Ein bißchen stark rund! — sagte Leser Karfunkelstein — das bring' ich nicht zusammen, wenn ich frag' in allen Winkeln und Ecken und Enden.

Kraht wo Ihr wollt — rief einer der Gesellen — nur schafft uns das Geld her.

Laßt mir Zeit bis morgen — sagte Leser — denn zehntausend Gulden sind kein Spaß und die kugeln sich bei Keinem leicht im Kasten herum.

Bis morgen denn, wenn's nicht anders ist — beruhigten sich selbst und den Mathias die Genossen.

Des andern Tages kam Leser Karfunkelstein mit glänzendem Gesichte wieder, und sagte: Es war ein hartes Stück Arbeit; aber ich hab' es doch zu Weg' gebracht.

So zählt auf, Hebräer! — riefen die Gefellen.

Aufzählen? das hat noch ein Bissle Zeit! der Herr Mathias wird erst müssen die Güte haben, sich sein' Hut und Stock zu nehmen.

Was soll das?

Wir machen nur einen kleinen Spaziergang in's Oberamt.

Seid Ihr toll?

Keine Furcht, Herr Mathias! es ist ja nichts Schreckliches dabei, wir haben's ja nicht mit dem Gericht zu thun, wir gehen ja nur zum Grundbuch; dort wird der Herr Mathias die Schuld auf seinem Haus protocolliren lassen, und dann bekommt er das Geld. Es ist von wegen Leben und Sterben. Man kann nicht wissen, was heut' oder morgen geschieht, es hat weiter nichts auf sich.

Mathias ging mit Leser Karfunkelstein in's Grundbuchsamt und ließ die Summe auf seine Bauernwirthschaft grundbücherlich eintragen.

Mathias hatte wieder Geld in der Tasche. Ein wenig beunruhigt fühlte er sich allerdings über diesen Weg in's

Grundbuchamt; er fing an zu erkennen, daß er in den Augen von Leser Karfunkelstein nicht mehr derselbe Mann sei, der er früher gewesen; er fing an einzusehen, daß seine bloße Namensunterschrift von dem Juden nicht mehr so geschätzt werde, wie ehemals, da ihm derselbe auf einen bloßen Wechsel hin das Geld nicht mehr ausfolgen wollte, und das verletzte ihn, es verletzte seinen Stolz. Wär' er weniger leichtsinnig gewesen, so hätte er aus diesem Mißtrauen eine heilsamere Lehre ziehen können; er hätte sich sagen müssen: Wenn der Leser mir nicht mehr auf einen bloßen Wechsel traut, so muß es nicht mehr so gut mit mir stehen, denn der Leser hat ein Auge für das! Allein, Mathias war weit entfernt, solche Betrachtungen über sich selbst anzustellen; was ihn bei der ganzen Sache verletzte, war, daß sein Stolz eine Demüthigung erlitt; aber er schluckte die bittere Pille herunter, denn er hatte wieder Geld in der Tasche, und so hob er denn den Kopf auch wieder in die Höhe, und kehrte lustig und wohlgemuth in den Kreis der lustigen Gesellen zurück.

Seine Haus- und Feldwirthschaft wäre in der That längst verfallen gewesen, hätte sich Christine derselben nicht mit aller Kraft und der ganzen Strenge ihres Wesens angenommen; wenn Jakob und Paul zeitlich früh die Straße hinzufahren pflegten, da konnten sie oft schon vor Sonnenaufgang das Weib unter den Arbeitern auf dem Felde se-

hen, und Jakob pflegte dann zu seinem Knecht zu sagen: Es ist noch ein Glück für den Mathias, daß er Deine Schwester zum Weib bekommen hat. Mit einer andern wär er bei seiner Wirthschaft längst auf den Bettelstab gebracht. Wenn Paul dann dagegen sagte: Aber meine arme Schwester bedaur' ich, die hätt' ein' andern Mann verdient, als den Lumpen, dann seufzte Jakob still und dachte wohl: Ja das mein ich auch, sagte aber, um sein Gefühl zu verbergen: Paul, schau, daß wir weiter kommen; unsere Weisen sagen: Der Tag ist kurz, die Arbeit lang.

Christine war freilich nur eines armen Häuslers Tochter und an der Wiege ist es ihr gewiß nicht vorgesungen worden, daß sie dazu bestimmt sei, dereinst auf einem reichen Bauernhof als Frau zu schalten; aber dafür war sie von frühester Jugend an zur Arbeit und Thätigkeit angehalten worden und sie erwies sich in allen Stücken echt und recht. Im Hof gebot sie den Mägden, in den Stallungen den Knechten und auf dem Felde den Arbeitern; sie schämte sich nicht, selbst Hand anzulegen, und wußte sich bei ihren Leuten in Respekt und Ansehen zu halten. Beim Säen und Ernten, beim Einheimsen und beim Dreschen überall war sie dabei; bald war sie auf den Kornfeldern, bald auf der Heuwiese, bald im Weinberg und bald im Obstgarten, nichts entging ihr, sie hatte ein gutes Auge für Alles und hielt die ausgebreitete Wirthschaft in Ordnung.

Man bedauerte sie allgemein, sie wußte es; aber sie liebte es nicht, eine bemitleidete Person zu sein, sie beklagte sich gegen Niemand über ihr Schicksal und zeigte jedem der mit ihr in Berührung kam, eine freundliche Miene. Christinen's Verwandte, ihre Brüder und Schwestern und besonders ihr Vater, der alte Häusler, sahen es wohl ein, daß aller Fleiß und alle Arbeit des armen Weibes verloren gehe, wenn Mathias in acht Tagen mehr verschwendet als sie das ganze Jahr von ihrer Wirthschaft gewinnen, konnte; aber was sollten sie thun, sie konnten dem Mathias nichts befehlen, und ihn durch vernünftiges Reden zu einer andern Lebensweise zu bringen, das wußten sie, wär' ein vergebliches Bemühen gewesen; im Gegentheile, sie hätten Christinen durch ihre Einmischung nur noch mehr Kummer und Schmerz bereitet, denn er war ein wilder, zorniger Mensch und hätte Christinen das Leben noch mehr verbittert, als er ohnehin that. So mußten sie seinem liederlichen Treiben zusehen und mußten schweigen. Wer aber Christine am meisten bedauerte, das war der Jakob, und gar oft sprach er von ihr im tiefsten Mitleid mit seinem guten Weibe. Aber auch er war unvermögend, ihre bittere Lage zu erleichtern; ja er mußte sich hüten, gegen einen Andern, außer gegen Schewele und Paul, auch nur ein übles Wort über den Lebenswandel des leichtsinnigen Mannes zu sprechen; denn wenn es dem Mathias zu Ohren kam, daß der Jakob, den er grimmig haßte, über ihn etwas gesagt habe,

dann war ja erst recht das Feuer auf dem Dache, und wer anders, als Christine mußte es büßen! So konnte denn der Jakob auch nichts Anderes thun, als schweigend die üble Wirthschaft ansehen.

Schon hatte Mathias einen großen Theil des Geldes das er auf sein Haus aufgenommen, wieder verthan, als jener Wechsel, von welchem Leser Karfunkelstein behauptet hatte, daß er ihn verkauft habe, fällig wurde. Zwar hatte Mathias noch ein Sümmechen bei sich, welches hingereicht haben würde, diesen Wechsel einzulösen; allein er machte zu seiner unangenehmsten Ueberraschung die Wahrnehmung, daß ihm dann auch nichts mehr übrig bleibe, und der Gedanke, wieder ohne Mittel zu sein, um seine Spiel- und Trinksucht zu befriedigen, war ihm unerträglich. Sein Muth begann daher wieder zu sinken; er richtete sich aber auch eben so rasch wieder auf, als seine lustigen Zechbrüder sich rasch genug erfinderisch bewiesen, wie er sich aus der Verlegenheit zu befreien habe.

Der Zahltag kam und mit demselben ein fremder Herr, welcher den Wechsel präsentirte.

Was hat's denn auch weiter auf sich! — sagte der Eine der Genossen — der Herr da, der so freundlich gewesen ist, den Wechsel zu kaufen, wird auch wohl schon vom Bauer Mathias schon was gehört haben. Man kennt den Namen ja auf ein Paar Meilen im Umkreis, und wenn der Herr Mathias g'rad zufällig den Augenblick nicht bei

Kasse ist, sein Haus und seine Felder die stehen fest und laufen nicht davon, und der Weg zum Grundbuchamt ist nicht weiter, als ein Kagensprung.

Das war in Wahrheit ein gutes Auskunftsmittel. Mathias hatte sich zu nichts weiter zu bequemen, als die auf dem Wechsel bezeichnete Summe in verdoppelter Höhe in's Grundbuch eintragen zu lassen; damit erklärte sich der fremde Geschäftsmann einverstanden und die ganze Sache war abgethan.

Als Mathias vom Grundbuchamte wieder zurückkehrte, empfand er nichts mehr von jenem Unbehagen, das ihn erfüllt hatte, als er sich das erste Mal zu diesem Gange hatte verstehen müssen. Sein Stolz, seine Eitelkeit war nicht im Mindesten verletzt, er fand es im Gegentheil ganz natürlich, daß ein wildfremder Mensch, der ihn in seinem ganzen Leben nicht gesehen, auch berechtigt sei, für sein Darlehen eine genügende Sicherstellung zu verlangen. Mehr wurmte es ihm, daß er sich in der Uebereilung dazu herbeigelassen, den Betrag, den er schuldig war, in doppelter Höhe als Schuld anzuerkennen.

Aber die heiteren Genossen lachten ihm mit einigen muthwilligen Scherzen den Unmuth über diese Bagatelle weg.

Leben und leben lassen! — sagten sie — Was liegt auch weiter daran, die Sache ist nicht der Rede werth; Du aber hast jetzt eine neue Bekanntschaft gemacht, und wenn

Du wieder einmal Geld brauchst und der Leser macht ein schiefes Gesicht, so weißt Du wenigstens, an wen Du Dich zu wenden hast; denn der Mann sieht nicht aus, als ob er sich nicht wolte finden lassen. Gönnen wir ihn den kleinen Profit.

Das ließ sich freilich hören.

Ich wundere mich nur über Eins — sagte Mathias, da sie nun scherzten und lachten und sich freuten, daß sich der Fremde mit dem Wechsel so leichten Kaufs abfinden ließ — ich wundere mich nur darüber, daß mir der allererste Wechsel, den ich unterschrieben, und der doch längst fällig ist, bis auf diese Stund' noch nicht präsentirt worden ist.

Der Leser hat vielleicht daran vergessen — meinte der Eine.

Glaub' Du das — sprach der Zweite — ein Jud' und an einen Wechsel, eher fällt der Himmel auf die Erd' herunter. Er hat ihn sicher verkauft, und der Wechsel wird eines Tages schon zum Vorschein kommen.

Hat aber dann mehr keine Kraft — sagte der Dritte — Brüderl, ich kenn' das Wechselgesetz; sobald der Zahltag verpaßt ist, dann ist's auch aus.

Desto besser, desto besser! — schrien sie Alle — da hat sich nun einmal wieder so ein Krämergeist recht angeschmiert. Schadet ihm nichts. Schade nur, daß der Betrag so gering ist; es ist fast eine Schand'!

Hört mir einmal mit der Dummheit auf — rief der Vierte — ich hab' ein' andern Einfall. Sag' mir Mathias zu was braucht denn Dein Weib ein Weinkeller? ist sie bei ihrem Alten daheim vielleicht gewöhnt gewesen, ein eigenen Weinkeller zu haben?

Mathias schaute ihn groß an: Ja wie sprichst Du denn? gehört denn der Weinkeller ihr! ich hab' ihn ja noch nicht weggeschenkt.

Ja, entgegnete der Andere, mit dem Gehören ist ein eigen Ding; ich glaub' halt immer, wer von einer Sach Gebrauch macht, dem allein gehört sie auch eigentlich. Versteh mich recht. Welchen Gebrauch machst denn Du von Deinem Keller? Dein Weib sperrt ihn auf, Dein Weib sperrt ihn zu. Wenn sie den Wein, der drinnen liegt, verkaufen thät mit allen Fässern, gesteh aufrichtig, Du wüßtest's nicht einmal; nun möcht ich gern wissen, warum wir fremden Wein bezahlen sollen, so lange wir den eignen haben?

Man kann sich doch ins Wirthshaus nicht den eigenen Wein mitbringen! sagte Mathias.

Verkauf Du Deinen Keller dem Wirth selber, und daß Du Dich dann nicht drum zu kümmern brauchst, wer den Wein herbringt, darauf kannst Du Gift nehmen.

Das war ein guter Einfall, und der Wirth, mit dem das Geschäft sogleich abgeschlossen wurde, fuhr nicht schlecht dabei.

Mathias aber sollte bald Ursache finden, diesen Handel zu bereuen; denn kurze Zeit nachdem er den Weinkeller mit allem was drinnen ist, an den Schwanen-Wirth verkauft hatte, erhielt er einen Brief mit einer nicht eben sehr angenehmen Zeitung.

Als ich darin gewilligt — hieß es in diesem Briefe, daß die Summe die Sie mir zu bezahlen hatten, weiter bei Ihnen belassen und auf Besizungen grundbücherlich immatriculirt werde, da that ich dies in dem guten Glauben, daß Ihre Besizung in demselben Zustande erhalten bleibe, in welchem sie zur Zeit war; da Sie nun aber daran gehen, dieselbe zu zerstückeln, und wie ich erfahren, bereits damit den Anfang gemacht haben, daß Sie Ihren Weinkeller von derselben losgetrennt, verkauften, so sehe ich mich genöthigt, Ihnen die mir schuldige und auf Ihrer Besizung haftende Summe zu kündigen; zwar bin ich überzeugt, daß Ihre Besizung auch ohne den Weinkeller diese Summe mehr als genügend deckt, allein heute haben Sie den Weinkeller verkauft, morgen verkaufen Sie vielleicht den Weingarten, übermorgen die Stallungen, und ich kann nicht wissen bei welchem Punkte Sie stehen bleiben. Und obwohl mir aus solchem Verkauf kein direkter Nachtheil erwachsen kann, da die protokolirte Summe unter allen Umständen auf dem Hause haften bleibt, und Sie kein Recht haben, dasselbe zu veräußern, so sehe ich doch nicht ein,

warum ich mich muthwillig in eine Proceßführung stürzen sollte, wenn ich dieselbe vermeiden kann.

Mathias war außer sich vor Wuth. Was, rief er, bin ich nicht Herr von meinem Haus? wird mir der Lump vorschreiben, was ich zu machen hab? soll ich mir bei ihm vielleicht auch Erlaubniß holen, für jeden Schritt, den ich thun will? Und wenns mir heut' einfällt, Roß und Wagen zu verkaufen, werd' ich bei dem großen Herrn erst die Anfrage machen, ob's sein darf? und warum? das Alles, weil ich ihm ein paar lumpige Gulden schuldig bin? justament nicht, ich werd' ihm zeigen, was er mir zu befehlen hat.

Was brauchst Du zu schreien? — beschwichtigeten die Genossen, der ganze Kerl ist ja nicht werth, daß Du Dich ineinetwegen ärgerst! Gieb ihm sein Geld zurück und Punktum!

Sa freilich! aber haben muß man es erst! sagte Mathias.

Haben? nun, was weiter. Der Leser wird Dir's vorschießen; leih's von dem und zahl's dem andern, ob Du's dem schuldig bist, oder dem. Der Leser kennt Dich wenigstens und respektirt Dich, er weiß, mit wem er's zu thun hat, und macht kein erbärmliches Geschrei über ein dummen Weinfeller.

Der Rath ließ sich hören und Leser Karfunkelstein wurde wieder geholt.

Hört an, Hebräer, sagte Einer der Gefellen, Ihr habt uns einen schönen Streich gespielt.

Nun mit dem Wechsel, den Ihr verkauft habt, der ist in unrechte Hände gekommen. Denkt Euch nur, der elende Kerl ärgert sich darüber, daß der Herr Mathias seinen Weinkeller verkauft hat, als ob's ihn was anging, und will jetzt sein Geld zurückhaben. Er kündigt, und der Herr Mathias will sich mit ihm nicht einlassen. Es ist ja doch besser, er ist die Summe Euch schuldig, als einen Andern versteht Ihr?

Warum soll ich nicht verstehn, fragte Leser Karfunkelstein, Ihr sprecht ja deutlich genug.

Ich kann mich also auf Euch verlassen? fragte Mathias.

Herr — Leben! antwortete Leser, fünftausend Gulden ist ein groß Stück Geld.

Behntausend, Leser! zehntausend, mit fünftausend ist mir nicht gedient.

Behntausend? fragte Leser und machte eine Miene, als ob er sich vor Staunen und Ueberraschung gar nicht fassen könnte, der Herr Mathias macht sich nur einen Spaß! kenn' ich doch den Wechsel besser wie jeder Andere und weiß ich doch ganz gut, daß auf demselben steht geschrieben, mit Ziffern so gut, wie mit echten Buchstaben, deutlich zu lesen für Jedermann, der's gelernt hat: Fünftausend, aber nicht: Behntausend Gulden Wiener Währung.

Ja, sagte Mathias, ich hab ihm müssen die doppelte Summe auf mein Haus protokolliren lassen!

Die doppelte Summe. Weh geschrien! die doppelte Summe! Hundert Procent!

Er hat's nicht anders thun wollen, der Betrüger!

So ein Betrüger einer! sagte Leser Karfunkelstein, so was bringt unser Einer doch gar nicht zu Stand. Foppt mich der Herr Mathias nicht? im Ernst die doppelte Summe? Schad', daß ich nichts davon gewußt hab', um den Preis hätt ich das Geld auch zu verschaffen gewußt, aber so sind die reichen Herren, wenn ja einmal ein gutes Geschäftel zu machen ist, kommt man dem Leser Karfunkelstein nicht, und leiht sich das Geld lieber von einem Fremden aus.

Aber was red't Ihr da für tolles Zeug! weshalb hab' ich Euch jetzt denn rufen lassen? Was fällt Euch ein, ich werd' Euch nicht kennen. Also Ihr streckt mir die Summe vor.

Ich? ich? Herr Mathias? wie kann der Herr Mathias denken, daß ich im Stand bin, ihm eine so mächtige Summe vorzustrecken? bin ich denn etwa ein Rothschild? verschaffen will ich, das heißt, ich will mir Mühe geben, zu dem Preis, wird sich vielleicht Einer finden, der das Geld hergiebt. Hundert Procent sind g'rad nicht zu verachten. Und wenn der Herr Mathias — es ist aber doch besser, wir reden unter vier Augen.

Macht keine Faren, Ihr kennt uns, Ihr wißt, daß wir des Herrn Mathias Freunde sind.

Macht nichts, gut ist gut und besser ist besser. Ich hab' dem Herrn Mathias etwas im Geheimen zu vertrauen.

Mathias ging mit Leser Karfunkelstein ein wenig hinaus und Leser sagte! Wenn der Herr Mathias zwanzigtausend Gulden will lassen protokolliren auf sein Haus, kann mich der Herr Mathias heißen einen schlechten Menschen, wenn ich nicht binnen acht Tag die zehntausend Gulden in meiner Tasch' mitbring.

Aber Leser! was fällt Euch ein? ich werd' Euch doch nicht für zehntausend Gulden zwanzigtausend verschreiben?

Mir? wer red't von mir! bin ich im Stand das Geld herzuleihn?

Ihr habt doch selbst vorhin den Kerl einen Betrüger geheißen.

Ja, es ist schon gut, aber der Herr Mathias muß ja doch ein' Einsicht haben. Soll denn Einer für sein Geldverleihen gar nichts haben? meint der Herr Mathias, ein jeder begnügt sich mit so wenig Procent wie ich? übrigens wie der Herr Mathias will! Wie ich da reden thu, ich red', wie wenn ich das Geld schon da in der Hand hätt', ich werde noch laufen und schwißen müssen, bevor ich es zusammen bringen werd. Will mir aber der Herr Mathias die Müh' ersparen, ist es mir auch recht. Ich hab' ja nichts davon, ich thu's dem Herrn Mathias aus Gefälligkeit.

So geht nur und bringt mir das Geld, sagte Mathias, der bereits ungeduldig wurde.

Ich werd' thun was in meiner Macht steht, Herr Mathias, sagte Leser Karfunkelstein, ging seiner Wege und rieb sich vergnügt die Hände.

Nach acht Tagen kam er richtig wieder, aber er brachte kein Geld.

Der Herr Mathias wird mir's nicht für ungut halten, sagte er, ich hab' gehalten was ich versprochen hab'; ich hab' gethan, was in meiner Macht steht, aber ich komm' leider mit leerer Hand; es ist kein Geld aufzutreiben fünf Meilen in der Rund'.

Teufel hinein, rief Mathias, Ihr habt schön gehalten, was Ihr versprochen habt.

Bei meiner Ehr', versicherte Leser, ich hab' gethan, was in meiner Macht steht, und mehr hab' ich nicht versprochen; der Herr Mathias wird sich darauf besinnen.

O ja, ich besinn' mich sehr gut, daß Ihr mir gesagt habt, ich soll Euch einen schlechten Menschen heißen, wenn Ihr mir binnen acht Tagen nicht das Geld bringt.

Nu, wenn dem Herrn Mathias damit geholfen ist, mich einen schlechten Menschen zu heißen, muß ich mir's gefallen lassen; aber verdienen thu' ich's für meine Gutheit, und für meine Müh' und Plag' wirklich nicht. Undank ist der Welt Lohn! Was kann ich dafür, wenn

die Leut' kein Geld haben, oder wenn sie kein's herleihen wollen? Wenn ich das Geld in mein Vermögen hätt' wär' was anderes, ich möcht' es dem Herrn Mathias mit größtem Vergnügen leihen! Aber kann ich denn der ganzen Welt mein' Kopf aufsetzen?

Teufel, was ist da zu machen? rief Mathias, das Geld muß ich haben.

Schlimme Sachen, sagte Leser, wenn man muß und nicht kann. Mit dem Kopf in die Mauer hineinrennen kann man nicht.

Wüthend stampfte Mathias mit dem Fuß auf die Erde. Schweigend sahen die Genossen einander an.

Das ist zum Verzweifeln! rief Mathias.

Auf Ehre, der Herr Mathias hat Recht! sagte Leser Karfunkelstein, wenn man mit dem Verzweifeln nur etwas herausbringen möcht'. Was hat man vom Verzweifeln? es kostet zwar nichts, es trägt Einem aber auch nichts ein. Uebrigens, warum gleich verzweifeln? kann denn Herr Mathias sich nicht noch einmal acht Tag' gedulden? Was nicht ist, kann werden — sagt man im Sprichwort — und was heut' nicht ist, kann doch morgen geschehen. Kommt es dem Herrn Mathias denn auf die Minut' an? Geb' mir der Herr Mathias noch einmal acht Tag' Zeit, so will ich probiren, was sich machen läßt.

Mathias athmete wieder auf: Also Ihr wollt mir das Geld bringen, Leser?

Ob ich will? Wie heißt ob ich will? warum werd' ich nicht wollen? die Frag' ist, ob ich kann. Wenn der Herr Mathias so gut sein will, mich noch ein bissele hinaus vor die Thür begleiten, werd' ich dem Herrn Mathias sagen, was ich für einen Plan hab'.

Mathias begleitete den Juden vor die Thür hinaus, und dieser begann:

Um dem Herrn Mathias die Wahrheit zu sagen, so kenn' ich ganz in der Nähe im Ort hier Einen der Geld hat, der Herr Mathias wird sich von ihm aber nichts ausleihen wollen.

Warum denn nicht?

Nu, ich mein' von wegen der alten Feindschaft. Der Jakob könnt' das Geld aufzählen, bis auf ein' Kreuzer!

Mathias wurde blaß. Vom Jakob Geld auszuleihen, war eine Erniedrigung, auf die er nicht vorbereitet war, und gegen die sich sein Gefühl sträubte. Er fand kein Wort der Erwiderung.

Ich hab' mir's doch gedacht, sagte Leser, da er sah, daß Mathias schwieg, ich hab' doch gleich gewußt, daß der Herr Mathias sich vom Jakob kein Geld ausleihen wird.

Ist der Jakob wirklich so reich, fragte Mathias nun, allmählig wieder seine Fassung gewinnend, das hätt' ich nicht gedacht!

Ob Jakob so reich ist? entgegnete Leser Karfunkel-

stein, wie der Herr Mathias den Jakob ansieht, kann er bei dem schönsten Bauernhaus, an dem er vorbei geht, fragen, wie theuer es ist.

Hört an, Leser, sagte Mathias nachdem er sich einige Zeit lang besonnen hatte, ich kann den Jakob nicht leiden, es! ist wahr, ich bin sein Feind, ich will's nicht leugnen. Er hat meinem Weib den Kopf verdreht, und das werd' ich ihm nicht vergessen. Von desßwegen aber, sein Silber ist auch kein Blei! Wie wenn Ihr gar nicht sagtet, daß das Geld für mich gehört!

Das geht nicht.

Geht nicht? und warum?

Welche Sicherstellung soll ich dem Jakob geben? wenn er dem Herrn Mathias das Geld leiht, so kann ihm der Herr Mathias die Sicherstellung geben; was hab' ich einzusetzen? mein Haus in der „Gaß'?“ das ist nicht halb so viel werth, als der Mathias verlangt.

So geht in's Teufels Namen zum Jakob, nur bringt mir das Geld.

Leser Karfunkelstein ging von dannen, und Mathias kehrte zu seiner Gesellschaft zurück. Sie fragten ihn wohl, was es bei der geheimen Unterredung für Eröffnungen gegeben habe; Mathias schämte sich aber einzugestehen, daß er sich vom Jakob das Geld ausleihen wolle, und gab ausweichende Antworten.

Mit Ungeduld wartete er auf Leser's Rückkunft. Es

vergingen acht Tage, Leser kam nicht. Inzwischen war aber ein neues Schreiben eingelaufen, welches die in dem ersten Briefe ausgesprochene Kündigung in viel energischeren, dafür aber weniger höflichen Worten wiederholte.

Was in dem zweiten Briefe neu war, das war der Schlußsatz, welcher die Drohung enthielt, daß die Angelegenheit dem Advokaten übermittelt würde, wenn Mathias sich nicht entschließen sollte, auf dieses Schreiben eine befriedigende Antwort zu geben.

Mathias sah sich gepreßt, und Leser kam noch immer nicht. So that er denn nach dem bekannten Spruch: Wenn der Berg nicht zum Propheten kommt, so kommt der Prophet zum Berge.

Er ging in die „Gasse.“ Der Erste, dem er da begegnete, war der Jakob. Mathias schlug die Augen nieder. Er glaubte in dem Gesicht Jakob's die Schadenfreude deutlich gelesen zu haben, es klang ihm in den Ohren, als ob ihm Jakob mit deutlichen Worten gesagt hätte: Nun kommst Du doch zu mir, zu Deinem Feind und bist gezwungen, Dir von mir Geld auszuliehen.

Er täuschte sich, der unglückliche Mathias, seine Einbildungskraft spiegelte ihm eben etwas vor. Als er bei Leser Karfunkelstein eintrat, sagte dieser:

Das ist gescheit, daß der Herr Mathias auch einmal zu mir kommt.

Giebt der Jakob das Geld her? — fragte Mathias.

Rein' Gedanken, erwiderte Leser, der Jakob sagt, man überschätzt ihn, er hat aber bei Weitem nicht so viel, als man meint.

Und ist es wahr?

Kann ich es wissen? Hab' ich sein Geld gezählt? Möglich ist es wahr, die Leut' sagen Manches in der „Gass'“, was nicht gestogen und nicht geflogen ist, kann aber auch sein, hat er das Geld und will es just Euch nicht leihen von wegen der alten Feindschaft.

Und will es just mir nicht leihen! Der elende Kerl! rief Mathias.

Schreit nicht so stark, sagte Leser, gesetzt den Fall, er möcht' das Geld brauchen und Ihr hättet's, gesteht offen, Ihr möchtet's ihm auch nicht leihen.

Mathias fühlte sich getroffen und verstummte.

Wenn Jakob diese Unterredung gehört haben würde, gewiß, er hätte über den heimtückischen Leser, der auch nicht einmal den Versuch gemacht, von ihm das Geld auszuleihen, einen tieferen Unwillen empfunden, als über den getäuscht, und sich tief gekränkt fühlenden Mathias.

Mit dem Jakob ist es nichts, fuhr Leser fort, nachdem er einige Zeit ebenfalls geschwiegen, aber ich hab' einen

andern Ausweg, und deshalb ist es gut, daß Ihr her gekommen seid, Herr Mathias, denn um die Wahrheit zu sagen, wenn Einer mit Euch ein Geschäftchen abschließt, müssen doch nicht alle Eure Freunde und Kameraden genau wissen, wie Alles zugeht. Ja, es ist wahr, sie sind Freunde, aber wenn auch, Geschäftsleut' haben das nicht gern. Ich reis' morgen früh ab und komm morgen Abends wieder und übermorgen zu Gesund kommt der Herr Mathias her, aber allein; da wird Einer bei mir da sein, mit dem sich wird etwas machen lassen. Aber das sag' ich dem Herrn Mathias gleich, zu seinen Bekannten und Freunden muß der Herr Mathias sagen, er hat baare zwanzigtausend Gulden aufgezählt bekommen; sonst, wie ich den Mann kenne, fang' ich gar nichts an.

Mathias ging wenig getröstet von dannen. Leser hatte ihn bereits zweimal in Stich gelassen; er hatte vor vierzehn Tagen Geld versprochen und hatte keins gebracht; er hatte vor acht Tagen Geld versprochen, er hatte wieder keins gebracht. Mathias besorgte, er möchte nun auch zum drittenmale keins bringen und suche ihn nur hinzuhalten. Mit Unruhe verbrachte er die Zeit bis übermorgen. Aber diesmal sollte er den Weg zu Leser Karfunkelstein nicht umsonst gemacht haben.

Also gehen wir zum Grundbnch, sagte Leser, als Mathias eintrat.

Von wem habt Ihr das Geld? fragte Mathias.

Was ist dem Herrn Mathias dran gelegen, von wem ich's hab'. Genug, ich hab's. Der Mann, von dem ich es hab', ist ein guter Mann, aber Zeit hat er nicht viel, drum hat er mir das Geschäftel übertragen, und die Schuld kann inzwischen mir zugeschrieben werden; ich werd' mich mit dem Manne schon ausgleichen.

Als die beiden Männer vom Grundbuchsamte zurückkehrten, zählte Leser Karfunkelstein dem Mathias baare neuntausend Gulden auf.

Da kommen mir ja noch tausend Gulden, sagte Mathias.

Noch tausend? fragte Leser und schüttelte bedenklich den Kopf. Da sieht man, was reiche Leute und Herren wie Ihr, für ein' Einsicht haben. Soll ich denn für meine Müh' und Plag' seit drei Wochen nicht auch eine Kleinigkeit bei so einem Geschäft verdienen?

Mathias sah den Juden an und schien unschlüssig, was er darauf erwidern sollte. Leser aber fuhr fort: Was sind tausend Gulden, Herr Mathias, bei einem Geschäft von zwanzigtausend? nicht mehr als die gewöhnlichen fünf Procent. Die wird mir der Herr Mathias doch ver- gönnen.

Ja, sagte Mathias, wenn ich wirklich die ganzen zwanzigtausend Gulden bekommen hätt!

Pst, stiller! versetzte Leser, und legte bedeutungsvoll den Finger an den Mund, so ein Wort darf der Herr

Mathias gar nicht aus dem Mund herauslassen. Die Wände haben Ohren!

Mathias ging mit seinen neuntausend Gulden weg. In der Freude, endlich das lang erwartete Geld zu bekommen, überdachte er gar nicht, daß die Neun tausend Gulden, die er da mitnahm, nicht einmal hinreichten, den drängenden Gläubiger, der einen Brief nach dem andern schrieb, zu befriedigen. So sehr beraubte ihn der Anblick des Geldes aller Ueberlegung. Daß er für das empfangene Geld die doppelte Höhe des Betrages in das Grundbuch eintragen ließ, erschien ihm diesmal nicht mehr in so grellem Lichte, als das erste Mal, da er sich dazu herbeiliess. Obwohl diesmal der Betrag ein viel größerer war, so hatte doch Leser Karfunkelstein gut kalkulirt, wenn er bei sich dachte: Die Mück' wird den Hammerschlag gewohnt; warum sollte Mathias sich nicht daran gewöhnen, hundert Prozente zu zahlen! In Wahrheit empfand Mathias über diesen Umstand keinerlei Art von Unwillen mehr; aber ein anderes Gefühl war es, daß jetzt in ihm erwachte und mit Bitterkeit erfüllte: Der Gedanke an Jakob. So lange er noch in Zweifel war, ob Leser diesmal wirklich sein Versprechen halten werde, war er bloß von dem einen Gedanken beherrscht; jetzt da er wieder Geld in der Tasche spürte, fanden noch andere Gedanken und Empfindungen wieder Raum in ihm. Und so fiel ihm nun vor Allem die Kränkung ein, die er von

Sakob erlitten hatte, oder doch erlitten zu haben glauben mußte.

Er hat also Geld! sagte sich Mathias, und wollt' es nicht herleihen! Gewiß jedem Andern hätt' er's geliehen, aber just mir nicht. Und alles das wegen der Christel? so sitzt dem verdamnten Juden die Christel noch alleweil im Kopf. Wart' Spitzbub'! ich will Dir die Lieb' austreiben!

In dieser Gemüthsverfassung, schimpfend und fluchend über Sakob, ging er in's Wirthshaus zu den Genossen.

Holla! der Mathias ist wieder da! riefen die Kameraden, die ihn jetzt fast zwei Tage lang nicht gesehen hatten, und die alte Wirthschaft begann auf's Neue.

Mathias hätte zwar zu den neuntausend Gulden, die er so eben in Empfang genommen, tausend Gulden zulegen und die drängende Schuld, derentwillen er sich eine neue größere Schuld aufgeladen, völlig tilgen können; allein es wär' ihm dann auch nichts übrig geblieben, er wär' sogleich wieder mit leeren Händen dagestanden. Den Kameraden hatte er gesagt, daß er zwanzigtausend Gulden erhalten habe; er mußte also, wenn er die Schuld auch tilgte, noch immer zehntausend Gulden zurückbehalten; er schämte sich, ihnen die wahre Sachlage einzugestehen, und so sendete er denn das Geld nicht ab, und lebte leichtsinnig in die Welt hinein, wie er bisher gethan.

Freilich mußte er sich dafür zu einer großen Demüthigung entschließen. Der auswärtige Gläubiger drängte ihn immer mehr, und drohte mit einem Prozeß; Mathias sah ein, daß derselbe auf alle Fälle beschwichtigt werden müsse. Da er sich des wirksamsten Mittels der Beschwichtigung entschlagen, indem er jetzt, auch wenn er sich gänzlich von Geld entblößen wollte, schon wieder nicht mehr in der Lage war, die ganze Summe zu decken, so nahm er seine Zuflucht zu einem andern Auskunftsmittel. Er schrieb an seinen Gläubiger einen Brief in sehr unterthänig gehaltenen Ausdrücken, entschuldigte mit einer vorgeblichen Krankheit sein bisheriges Stillschweigen, entschuldigte aber noch mehr die Freiheit, die er sich genommen, den Weinkeller zu verkaufen. Der Weinkeller sei von keinem Belang, und er habe mit dem Verkauf eigentlich einem guten Freunde nur eine Gefälligkeit erweisen wollen; er versichert ferner in der demüthigsten Art und Weise, daß er durchaus keinen Bestandtheil seiner Besizung weiter verkaufen werde und ersuchte den Gläubiger, die Schuld weiter auf seinem Hause lasten zu lassen.

Das war nun freilich eine ganz andere Sprache, als diejenige, die er vor kurzer Zeit noch im Munde führte; das war freilich eine ganz andere Sprache, als zur Zeit, da er polterte und tobte, da er schrie, was ihm der Kerl zu befehlen habe und ob er selber mit seinem eigenen Hause nicht machen könne, was ihm gefällt.

Mathias hatte sich im Laufe der Jahre an so Manches gewöhnt, warum hätte er sich just gegen diese Demüthigung sträuben sollen. Er hatte sich gewöhnt an's Trinken und Spielen, er hatte sich gewöhnt, Wechsel auszustellen, er hatte sich gewöhnt, in's Grundbuchamt zu gehen, er hatte sich gewöhnt, nur die Hälfte des Betrages zu erhalten, welcher als Schuld auf seinem Hause eingetragen wurde; nun, er mußte auch anfangen sich zu gewöhnen, sein Haus nicht mehr so ganz als Eigenthum zu betrachten.

In Wahrheit gehörte auch wenig von seinem Hause mehr ihm. Dessenflich freilich war der Zustand der Dinge noch nicht genau bekannt. In den Augen der Leute galt er noch immer als der Eigenthümer einer schönen, reichen Bauernwirthschaft, und obwohl man seine liederliche Lebensweise kannte, so kannte man sie doch nur im Allgemeinen, mit den näheren Umständen waren nur wenige vertraut. Allmählig aber fing man an zu munkeln. Unheimliche Gerüchte fingen an sich zu verbreiten. Christine erfuhr es mit Beben, was sich die Leute in die Ohren raunten, Mathias sei eine Masse schuldig, es gehe in die vielen Tausende hinein, und es stehe ihm nichts anderes bevor, als daß ihm seine Gläubiger die Wirthschaft verkaufen, und ihn von Haus und Hof schmählich forttreiben werden.

Wenn sie im Felde oder auf der Wiese war und emsig arbeitete, und eifrig die Knechte und Mägde zur

Arbeit anspornte, da hörte sie allerdings nicht, was diese einander zuflüsterten: die arme Frau, sie arbeitet und schafft, wie wenn die Felder und Wiesen noch ihr gehören möchten! Von heut' über's Jahr haben diese Felder ein' andern Herrn! — Christine hörte alle diese Worte nicht, aber die mitleidvollen Gesichter ihrer Arbeiter verkündeten ihr nichts Gutes. Schon als Mathias den Weinkeller verkaufte, erlitt sie eine bittere Kränkung; sie sah mit tiefem Schmerz ein Stück von ihrem Eigenthum abgetrennt: aber immer war doch keine Schande bei dem Verkauf. Der Mathias will es so, er ist Herr seiner Sach' und Niemand konnt' ihm's wehren; was man ihr aber nun prophezeite, das klang ganz anders; nicht Mathias selbst, nein, seine Gläubiger werden ihm das Haus verkaufen, und ihn werde man fortjagen wie einen Hund. Wenn das der alte Mathias erlebt hätt', der thät sich die Haar' ausraufen und den Kopf an die Wand anschlagen, und jetzt wenn er's wüßt', er thät sich im Grab herumdrehen! So eine schöne Wirthschaft durch die Gurgel zu jagen, es ist unerhört! So sprach man auf dem Marktplatz und in den Gassen.

Mathias sollte bald auch eine Probe erhalten, wie es mit ihm stehe; denn als er wieder Geld brauchte und zum Leser in die „Gasse“ kam, da erhielt er auch nicht einen Kreuzer. Mathias konnte machen, was er wollte, Leser Karfunkelstein hatte kein Geld.

Anfänglich waren die Genossen über Leser eben so erbittert, wie er selbst, wenigstens stellten sie sich so. Sie wollten dem Juden zeigen, sagten sie, er solle es nur wagen, ihnen unter die Augen zu treten. Mathias schraubte Rache und die Genossen hielten sich wacker zu ihm. Bald aber sollte er die bittere Enttäuschung erleben, daß sie's mit ihrer Wuth gar nicht so aufrichtig meinten, als es ihm schien, denn Leser Karfunkelstein trat gar manchem von ihnen unter die Augen, ging aber nichtsdestoweniger seinen Weg unbehelligt weiter.

Die Zeit, bis zu welcher Mathias seinen Verpflichtungen nachzukommen hatte, rückte immer näher und näher. Mathias war rath- und hülflos. Nun erzählte er den Genossen, wie Leser ihn betrogen habe, wie er ihm statt zwanzigtausend Gulden nur neuntausend gegeben, und wieder schimpften diese weidlich über den Betrüger mit ihm um die Wette.

So laß' es auf einen Prozeß ankommen, riethen sie ihm, wir alle sind Deine Zeugen.

Das schien dem Mathias unter den obwaltenden Umständen noch der beste Rath. Schon fing er an, wieder neuen Muth zu fassen, da ihn die Genossen belehrten wie der Leser sowohl, als auch der auswärtige Gläubiger gegen ihn gar nichts ausrichten werden, wie er ihnen nicht einen Kreuzer werde zu bezahlen brauchen, wie im Gegen-

theile diese beiden als Bucherer und Betrüger ihre verdiente Strafe empfangen werden.

Der Prozeß nahm auch wirklich seinen Anfang. Leser Karfunkelstein und der auswärtige Gläubiger, die zu einander in einer viel innigeren Beziehung standen, als es dem Mathias zur Zeit, da Leser den Fremden einen Betrüger geheißen, scheinen konnte, sie waren Beide zur Tagung mit Mathias vorgeladen.

Die beiden Gläubiger stellten ihre Forderungen und beriefen sich auf die Einzeichnungen im Grundbuche. Das Grundbuch sprach deutlich und klar.

Mathias machte allerlei Einwendungen; er deckte das Spiel, welches die beiden mit ihm getrieben, vollständig auf. Leider konnte er seine Behauptung nur nicht beweisen. Er berief sich auf Zeugen. Seine Genossen wurden vernommen; aber sie nützten ihm nicht viel. Sie verwickelten sich im Kreuz- und Querfeuer der Fragen und Antworten gar häufig in Widersprüche; bald hieß es, Mathias selbst habe ihnen erzählt, er habe zwanzigtausend Gulden von Leser Karfunkelstein erhalten, bald hieß es wieder, er habe ihnen nachträglich erzählt, es seien nur neuntausend Gulden gewesen, und aus Allem ging hervor, daß sie über die Höhe der Summe selber nichts Gewisses aussagen könnten, daß sie bei der Auszahlung des Geldes nicht als Zeugen anwesend waren, und daß sie davon gerade nur soviel wußten, als Mathias selber ihnen mit-

getheilt. Das Hin und Wieder des Prozesses zog die Sache zwar in die Länge, endlich aber wurde Mathias zur Zahlung seiner Schulden und zur Tragung der Prozeßkosten verurtheilt und da er sich außer Stand erklärte, die Summen zu zahlen, so wurde die Pfändung auf seine Bauernwirthschaft angeordnet und der Tag der Veräußerung derselben festgestellt.

Als das Urtheil bekannt wurde, herrschte im Orte eine große Aufregung. Nirgends wurde von etwas Anderem, als von Mathias und seinem Hause gesprochen.

Jakob und Schewele besprachen den Gegenstand ebenfalls. Ich kann die Sach' gar nicht begreifen — sagte Schewele — ich kann mir gar nicht denken, wie man es so weit treiben und so in die Welt hinein leben kann. Auf was hat er sich denn verlassen können? Wenn ein Geschäftsmann einkaufen thut, sei es Woll' oder Federn oder was immer, so kann er sich denken, die Waare wird ihm steigen, und wenn er Verbindlichkeiten eingeht, und die Waare fällt im Preis, so kann er nichts dafür. Aber was hat denn Mathias gemeint? hat er gemeint, Leser Karfunkelstein wird den Zahltag vergessen? oder hat er gemeint, der Zahltag wird gar nicht kommen?

Was fragst Du da für eine Frage — sagte Jakob dagegen — Mathias ist all' sein Lebetag ein „mehureffer“ (unüberlegter) Mensch gewesen. Auf ein mehurreffen Menschen läßt sich keine Frage fragen. Denn wenn Du bei

ihm fragen willst, warum? wirst Du nicht wissen, wo Du anfangen, und nicht wo Du aufhören sollst. Ein jeder Schritt, den er thut, ist ein neuer „Schegahn“ (Wahnsinn). Indessen aber läßt sich vielleicht für ihn noch etwas thun.

Was soll sich für ihn thun lassen? — fragte Schewele theilnahmsvoll.

Das will ich ja eben probiren. Kenn ich denn nicht Leser Karfunkelstein mit seinem „Ganewkopf“ (Diebskopf) und wird er denn meinen, ich glaub's ihm, daß er im Ernst so viel Geld hergeliehen hat? Ich werd' ihm ein Bissel in „Nemones“ (Gewissen) hineinreden; vielleicht geht er doch in sich!

Mit diesem Vorsatze verließ Jakob die Stube und verfügte sich zu Leser Karfunkelstein.

Des Gott's Willkomm, Jakob — sagte Leser — was bringst Du mir?

Hört mich an, Reb Leser! man sagt in der „Gass“, man wird dem Mathias das Haus verkaufen!

Nu, und was geht das mich an?

Man sagt aber auch, daß Ihr es seid, der es verkaufen wird!

Und was geht das Dich an?

Hört zu, Reb Leser, es geht mich an! denn ich bin ein Mensch. Und ich bin zu Euch herüber gekommen, um zu sehen, ob Ihr vielleicht auch noch ein Stückel Mensch seid.

Was sind das für Red'? was hast Du für eine „Chuzpe“ (Vermessenheit)?

Reb Leser, nennt es eine Chuzpe von mir, oder wie Ihr wollt; verspricht mir, daß Ihr Euch mit Mathias gütlich ausgleichen wollt.

„Tipesch“ (Narr) was Du bist! Was hab' ich mich mit ihm auszugleichen? Hab' ich den Prozeß denn nicht ehrlich gewonnen?

Gewonnen habt Ihr ihn, Reb Leser! ob Ihr ihn ehrlich gewonnen habt, ist eine andere Frage.

Weißt Du, daß ich Dich auf solche Red' kann einsperren lassen?

Thut es, wenn Ihr schlecht genug dazu seid; denn wenn Ihr den Prozeß auch ehrlich gewonnen habt, so habt Ihr ihn doch nicht ehrlich geführt.

Von wannen nimmst Du die Vermessenheit, mit mir so zu reden? kannst Du mir eine Unehrllichkeit nachweisen?

Nachweisen? nein, leider kann ich das nicht. Wär ich das im Stand, dann hättet Ihr die Sach nicht gewonnen! Aber Ihr wißt doch bei Euch gut Euer „Weiß“ (Wissen).

Was für ein „Weiß“?

Meint Ihr denn im Ernst, daß man Euch glaubt, was man Euch bei Gericht geglaubt hat? Wollt Ihr denn mir gegenüber behaupten, daß Ihr dem Mathias das ganze Geld, was er Euch schuldig ist, wirklich geliehen habt?

Wer kann es anders sagen?

Schon wieder mit dem „Wer kann“. Wer soll es können? Von dem ist ja nicht die Red'. Vor Gericht habt Ihr einmal gewonnen! aber ich sag' Euch, alle Jahr soll ich's verdienen, um was Ihr den Mathias betrogen habt. So viel tausend soll ich haben, so viel bei dem Geld unrecht Geld ist.

Geh und brech die Füß hinaus, Du „Aseß-Bonim“ (freches Angesicht); kommst Du da her mich zurechtzuweisen. Es kann keiner kein „Mechiach“ (Zurechtweiser) sein, wer nicht alles Böse hat angestellt. Du weißt wahrscheinlich bei Dir, wie Du es treibst, und meinst andere Leut' machen es eben so.

Wie ich's treib, kommt hier zur Sache nicht. Gewiß hab ich auch meine Fehler. Und wenn Ihr die bei mir seht, so deckt mir sie auf, ich werd' Euch dafür kein Haß nachtragen. Seht aber handelt es sich um Euch! Reb Leser! verzeiht mir, daß ich, ein jüngerer Mensch, Euch zurechtweisen thu! seid kein Unmensch. Sagt mir's aufrichtig, wie viel Euch wirklich vom Mathias kommt, und laßt den gewonnenen Betrug fallen. Dem Mathias ist vielleicht noch aufzuhelfen; er wird vielleicht dadurch ein anderer Mensch werden; und Ihr — Ihr habt gehandelt wie ein Mensch und Ihr nehmt die That, wenn Ihr einmal abberufen werdet, als eine Erlösung für Eure Seele mit hinüber auf jene Welt. Seht nur an, Reb Leser, wie lang lebt der Mensch gar Alles in Allem? Ihr seid

kein Kind mehr! bedenkt, daß dort oben ein Richter sitzt, bei dem Ihr mit Euren Kniffen nicht aufkommen könnt. Der braucht kein Beweis und keine Zeugenschaft, um zu wissen, was er von Euch zu halten hat. Habt Ihr denn gar keine Furcht vor dem? Ihr wollt doch ein frommer Jüd sein; Ihr lauft doch alle Tag früh und Abend in Schul und sagt „Thillim“ (Psalmen), daß man meinen sollt, Ihr pakt Gott bei den Füßen an. Meint Ihr denn, daß Euch Euer Thillim-Sagen dort oben etwas nützen wird, wenn Ihr hier ein Betrüger gewesen seid, der den Leuten das Geld aus der Tasch herausfoppt?

„Mechiach“ straf Dich,

Stirb Du, bleib ich —

gab Leser zur Antwort, und kehrte Jakob den Rücken zu.

Jakob ging unverrichteter Sache von dannen. Zufälliger Weise schlich Mathias eben durch die Gasse, als Jakob aus dem Hause des Leser Karfunkelstein heraustrat. Die Blicke der beiden Männer trafen sich und Jakob schlug die Augen nieder und schämte sich grad, als ob er selber der Mathias gewesen wäre. Dieser aber blieb plötzlich stehen, sah dem Jakob eine Weile nach und stieß einen Fluch aus. Ein furchtbarer Gedanke kam ihm in den Sinn.

Dieser ist's, — sagte er sich — der mich zu Grund gerichtet; dieser ist's, der mich zu Falle gebracht. Erst hat er mir die Geliebte nehmen wollen, und da er das nicht

gekonnt, so hat er sich auf andere Art an mir zu rächen gesucht. Was hat er jetzt beim Leser gemacht? Angereizt hat er ihn, aufgehetzt gegen mich. Der Leser wäre vielleicht nicht so hart gegen mich gewesen, aber jetzt weiß ich's, wer dahinter steckt, jetzt weiß ich, wer der Anstifter ist. Vielleicht haben sie gar gemeinschaftliche Sache gemacht! Gewiß ist's so; was zweifel' ich noch? Warum hat der Leser damals, wie er mir die neuntausend Gulden gegeben, den Fremden, von dem er früher gesprochen hat, nicht mitgebracht? Aha! jetzt weiß ich's warum? Dieser fremde Geschäftsmann hat gar nicht existirt. Das war ein feiner Plan von diesen Beiden. Dieser Fremder war kein Fremder, kein Anderer, als der Jakob war's. — Der ist's, der sich mit meinem Geld bereichert. Der ist's, der mich aus Haus und Hof vertreiben wird! — Aber wart, du Lump! Das soll Dir nicht geschenkt bleiben. Ich will Dir in deine Suppe etwas einbrocken. Du wirst die Früchte deiner Betrügereien nicht genießen, und dann hat's mit der Liebelelei auch ein Ende! Wart' nur, Du Lump, komm mir nur mit deinem Roß und Wagen angefahren; ich werde zu Fuß gehen, aber wir treffen uns doch! Und wer dann zuletzt lacht, lacht am Besten!

Es vergingen einige Tage. Der verhängnißvolle Tag, der für die Feilbietung des Bauernhauses festgestellt war, rückte immer näher, die Aufregung im Orte wuchs immer mehr und mehr. Dem ungeachtet ging Jeder seiner ge-

wohnten Beschäftigung nach. Jakob war mit Paul auf den Wochenmarkt gefahren, Schewele wirthschaftete ruhig im Hause. Leser Karfunkelstein sah dem Tage seines Sieges mit Ungeduld entgegen, Christine aber ließ es bis zur letzten Minute in keinem Punkte an jener Emsigkeit fehlen, die man von jeher an ihr zu beobachten gewohnt war. Als eine ordentliche Bauersfrau hielt sie die Wirthschaft selbst dann noch, da sie nicht mehr ihr gehörte, in Stand und arbeitete gleich der niedersten Magd. — Alles ging an seine Arbeit, der Bauer auf's Feld, der Handwerker in seine Werkstätte, der Kaufmann ging seinem Geschäfte und der Dorfgeher in der „Gasse“ seinem kleinen Handel nach; nur einer ging im Orte umher, denn er hatte keine Ruhe im Hause, im trägen Müßiggange und in seinem Gemüthe wälzten sich furchtbare Rachegeanken — es war Mathias.

Der Donnerstag Abend kam heran. Mathias wußte es wohl, wer in dieser Nacht mit eigenem Roß und Wagen vom Wochenmarkte heim fuhr. Die Sonne war längst niedergegangen, schon stand der Mond am Himmelsbogen und unzählige Sterne glitzerten um ihn herum, beleuchteten die Landschaft. Da schlich ein Mann in mitternächtiger Stunde einsam durch den Ort zum Thore hinaus. In einen Mantel gehüllt, ging er lauernd und scheu über die Felder und als er ungefähr eine Stunde Weges vom Orte entfernt war, kroch er in der Nähe der Landstraße in ein dichtes Gebüsch.

Er soll den Tag seines Sieges nicht erleben, der Lump! Mit diesem Gedanken legte er sich nieder und war achtsam auf jedes Geräusch.

Es herrschte eine tiefe Stille in der Gegend er konnte jedes Blatt vom Baume fallen hören und ein tiefer Friede schien über die Landschaft ausgegossen. Der Mond zog leise am Himmel hin und kümmerte sich wenig um das, was hier unten auf der Erde vorging. Mathias schaute zum Himmel empor, er blieb ungerührt von dem stillen, majestätischen Gang des silbernen Balles, ungerührt von der Pracht, die aus Millionen Sternen auf ihn herniederfunkelte. Die Bäume warfen lange Schatten auf die Felder und die wechselnden Bilder rückten unmerklich in langsamer Bewegung immer weiter und weiter. Allmählig fing die Nachtluft an zu wirken, es wurde kühl und Mathias fühlte sich vom Schauer der Nachtluft geschüttelt. Er zitterte an allen Gliedern. Er hüllte sich nur fester in seinen Mantel ein. Er hörte von ferne ein Geräusch. Es war wie das Rasseln eines Wagens. Er paßte auf. Das Geräusch verlor sich wieder. Der Wagen mußte eine andere Richtung genommen haben. Wieder war Alles ruhig. Nicht lange darnach ließ sich das Wagengerassel wieder vernehmen; diesmal kam es immer näher. — Mathias konnte den Wagen sogar schon wahrnehmen. Er forschte mit aller Kraft fernes Auges. Was ist das? nur ein Mann auf dem Wagen? Der Jakob ganz allein? Wo

hat der Esel den Paul gelassen? nun Paul, du kannst von Glück sagen! Denn ich hätt' für Dich da auch eine Kugel in Bereitschaft, die dir dein Lebenslichtlein ausgeblasen hätt. Wie er sich in seinen Pelz einhüllt, der dumme Jud! Kalt ist's ihm! Wart, du Lump! ich werd' dir warm machen! Hüll' dich nur fest ein in dein Pelz, desto besser für mich, und — bums! Da ging ein Knall los und ein Mensch hatte aufgehört zu leben. Jetzt kannst mir mein Haus verkaufen, du Lump! und mit der Christel deine Liebeleien treiben!

Der Schuß hatte die Pferde erschreckt, sie schlugen aus, aber trafen nur die vorderen Wagenräder; allmählig wurden sie wieder ruhig und zogen im langsamen Schritt den Wagen die wohlbekannte Straße hin. — Mathias schlich heimlich und voll Angst auf einem Feldweg nach Hause. Es war gegen die zweite Morgenstunde. Da lag Alles noch im tiefsten Schlafe, als er daheim ankam. Christine war an sein spätes Nachhausekommen so sehr gewöhnt, daß er nicht zu besorgen hatte, sie seiner harrend noch wach zu finden. Rasch hing er das Mordinstrument an die Stelle, woher er es des Abends heimlich genommen hatte, warf den Mantel in die Kleiderkammer und warf sich dann ermüdet auf's Bett. Ob er ruhig geschlafen ist eine andere Frage.

Dort in der „Gasse“ aber saß beim Schein einer färglichen Lampe in einsamer Stube ein Weib, das des

heimkehrenden Gatten harrte. Sie mochte warten und warten, Jakob kam immer noch nicht. Er sollte nach ihrer Berechnung längst schon da sein, aber er kam immer noch nicht. Sie wußte nicht, daß die Pferde sammt dem Wagen bereits im Orte waren; die Pferde waren auch ohne Leitung den wohlbekannten Weg gegangen und waren vor dem Stalle stehen geblieben. Der Stall aber war nicht in der „Gasse“, den hatte Jakob außer der „Gasse“ gemiethet. Schewele wußte sich das lange Ausbleiben Jakob's nicht zu erklären. Mit klopfendem Herzen saß sie da und harrte der Morgenstund entgegen. So wie sich nur das Leiseste regte, meinte sie, jetzt sei Jakob gekommen, sie fand aber immer wieder, daß sie sich getäuscht habe. Endlich vernahm sie den wohlbekannten Schritt. Sie lauschte und — Ja er ist's! — sprang sie freudig vom Stuhl auf und öffnete die Thür. Jakob umarmte sein gutes Weib.

Wie kannst Du mir solche Sorge machen? fragte sie — wie schickt sich so lang auszubleiben!

Was soll ich machen, Narrele — sagte Jakob — wenn ich hab' müssen zu Fuß heimgehen?

Zu Fuß? — fragte das Weib — Wo hast Du denn Roß und Wagen?

Die Pferde sind sicher längst im Stall, entgegnete Jakob — ich hab' auf dem Wochenmarkt diesmal viel zu thun gehabt, und hab' nicht so rasch wie gewöhnlich ab-

kommen können; hab' ich mir gedacht, ich komm' später nach, ein Spaziergang wird mir nicht schaden und hab den Paul mit Roß und Wagen vorausgeschickt.

Gelobt sei Gott, daß Du nur schon da bist — sagte Schewele — Du kannst Dir gar nicht denken, wie ich mich geängstigt und was ich mir schon für böse Gedanken in wilden Wald hineingesagt, gemacht hab.

Jakob legte sich nieder.

Noch deckte die nächtliche Hülle die verruchte That. Bald aber fing der Morgen an zu grauen, und allmählig fing es an lebendig zu werden im Orte. Einer erwachte nicht wieder zum Leben, und als sie ihn des Morgens auf Jakob's Wagen todt fanden, da entstand ein mörderisches Geschrei auf der Gasse.

Herr Jesus! sie haben den Paul erschossen! rief es und der Ruf tönte wild in die Ohren.

Sie haben Deinen Bruder erschossen! riefen sie Christinen zu, die, aufgeschreckt von dem Lärmen, auf die Gasse hinausgeeilt war, und sie stürzte ohnmächtig zusammen.

Bald war die Gasse, wo die Leiche Paul's auf dem Wagen gefunden wurde, von Menschen angefüllt und man suchte den Mörder. Dieser aber hörte nichts von dem Lärm; er mag wohl spät eingeschlafen sein, da er jetzt noch im tiefen Schläfe lag.

Als er endlich erwachte, keinen Menschen im Hause sah und auf den Marktplatz hinaustrat, da fuhr ihm ein

Schreck durch die Glieder, wie er einen ähnlichen im ganzen Leben nie gehabt; er meinte ein leibhaftiges Gespenst bei helllichem Tage zu erblicken, denn Jakob den er erschossen zu haben glaubte, kam eben über den Marktplatz herüber.

Jesus! er lebt! rief Mathias und wußte nicht, ob er träume oder wache. Er wußte nicht, in welcher Welt er war, und konnte sich nicht erklären, wie es möglich sei, daß ein tochter Mann da gesund und frisch und mit graden Gliedern über den Markplatz hingehe; derart hatte ihn der überraschende Anblick des todt geglaubten Jakob erschüttert. Bald aber erfuhr er den eigentlichen Sachverhalt und während alle liefen und schrien, man solle Pauls Mörder suchen, erkannte er mit bitterem Schmerze, daß er statt des Jakob den Bruder seines Weibes erschossen. Rasch eilte auch er auf den Platz, wo die Menge versammelt war. Hier standen die Brüder und Schwestern des Ermordeten, und sein Vater, der alte Häusler, in stummem Schmerze. Eine Commission hatte sich bereits zur Aufnahme des Sachverhaltes eingefunden. Jakob hatte ein Verhör zu bestehen. Er hatte anzugeben, wie und wann Paul mit dem Wagen abgefahren und warum er denselben allein vorausgeschickt. Der Umstand, daß man den Jakob in's Verhör nahm, erweckte im Kopfe des Mathias einen neuen verruchten Gedanken.

Der Lump hat seinen Knecht erschossen! rief Mathias,

schon recht, daß sie den fest nehmen! sie sollen ihn nur auf die Bank niederlegen, er wird's schon eingestehen!

Das Wort wurde von dem Einen und dem Andern wiederholt. Der Eine sprach's dem Mathias im einfältigen Glauben nach, der Andere wiederholte es gleichsam erzählend, und so kam es, daß allmählig die Meinung, der Jakob habe seinen Knecht erschossen, anfang Wurzel zu fassen.

Als Christine es hörte, schlug sie die Hände über dem Kopf zusammen.

Wer sagt das? rief sie wüthend.

Dein Mann sagt's, der Mathias, lautete die Antwort, die sie erhielt.

Der Mathias! rief Christine, Jesus Maria! dann weiß ich auch, wer der Mörder ist.

Dieser Ausruf Christinen's wurde dem Gerichte hinterbracht. Christine wurde vernommen; aber sie konnt' es nicht sagen, was sie gemeint habe. Alles Drängen und Zureden nuzte nichts, sie wußte nichts, es war nichts aus ihr heraus zu bringen.

Jakob hatte alle an ihn gestellten Fragen ohne Umschweif und Befangenheit beantwortet; die eingeholten Zeugenaussagen von Leuten, mit denen er auf dem Wochenmarke verkehrt, stimmten genau mit seinen Angaben überein. Aus den Aussagen der Brüder und Schwestern Paul's sowie des alten Häuslers ergab sich, daß Paul durch die ganze Zeit, die er beim Jakob im Dienst ge-

standen, von diesem auf's Beste behandelt worden sei, und daß zwischen Herr und Diener ihrem Wissen nach nicht die mindeste Feindschaft bestanden haben könne.

Man hatte keinen Grund Jakob dieses schrecklichen Mordes halber zu verdächtigen, er wurde auf freien Fuß gesetzt und keine Spur war vorhanden, welche zu dem wirklichen Mörder geführt hätte.

Wenige Tage nach diesem Ereigniß wurde dem Mathias das Haus verkauft. Er zog mit seinem Weibe aus dem schönen reichen Bauernhause in eine niedere ärmliche Chaluppe, gleich derjenigen, in welcher Christine geboren worden war.

Ihre Verwandten riethen ihr nun freilich, den Mathias laufen zu lassen, und zu ihnen zu kommen. Sie drangen jetzt mehr in sie, als je. Aber Christine setzte ihnen auch grade jetzt den hartnäckigsten Widerstand entgegen.

Nein, sagte Christine, wenn ich ihn hätt' verlassen sollen, dann hätt' ich's thun müssen als er noch ein reicher Bauer war; heut, wo er nichts anders als ein armer Häusler ist, wär's unverantwortlich. Ich bin als Häuslerstochter geboren, so werd' ich als Häuslersweib auch sterben. Ihr habt mit allem Recht! er ist ein Lump und nicht werth, daß ihn der Erdboden trägt; aber ich muß ihn ertragen, denn er ist bei allem doch mein Mann. Wir sind mit einander vor dem Altar in der Kirche gestanden!

Das Schicksal Christinens war ein tief trauriges.

Die Zeit der Kindheit war für sie keine fröhliche gewesen, unter Entbehrungen allerlei Art und bei harter Arbeit und Anstrengung ist sie erzogen worden. Als sie größer wurde und als blühende Jungfrau dastand, verzehrte sich ihr Herz in einer hoffnungslosen Liebe; dann wurde sie gezwungen, einen Mann zu nehmen für den sie kein Herz hatte und der ihr in seiner thörichten Eifersucht alle Stunden des Lebens vergällte. Sie mußte schweigend zusehen, wie er sein väterliches Gut verpraßte, und ward nun mit ihm aus dem Hause vertrieben, dessentwillen sie ihn zu heirathen gezwungen worden. Jetzt hatte man ihr den Bruder ermordet, den Paul, den sie so geliebt und den sie so gern bei dem guten Jakob wußte, sie mußte sehen wie Jakob verdächtigt wurde, und während ein ganz anderer Verdacht in ihrem Herzen wohnte, konnte sie es doch nicht über sich bringen, denselben auch nur durch den leisesten Hauch zu enthüllen, sie suchte ihn vielmehr mit Gewalt in sich niederzukämpfen; denn Mathias war ihr Mann. Die einzige Hoffnung, der sie sich jetzt hingab, war diese, daß Mathias durch die Lehre, die ihm das Schicksal ertheilt hatte, vielleicht doch in sich gehen und seine Lebensweise ändern werde.

Armes Weib! Mathias vergällte ihr das Leben jetzt noch mehr, als früher.

So lang er Geld hatte und sich seinen Leidenschaften hingeben konnte, war es für Christine noch eine goldene

Zeit im Vergleich zu den Leiden, die ihr jetzt von ihm bereitet wurden. Mathias konnte den Zustand, in dem er sich jetzt befand, nicht ertragen, und so quälte er sein Weib mit unaufhörlichen Vorwürfen, denn nach seiner Meinung war sie, und nur sie allein, an seinem ganzen Unglück Schuld.

So lange er Geld hatte ging er in's Wirthshaus trinken und spielen und wie wehe es Christinen auch that, wenn sie an ihn dachte, so hatte sie doch in solchen Stunden wenigstens Ruhe daheim. Jetzt konnte er sein liederliches Leben nicht mehr fortsetzen und die sauberen Gesellen die sich seine Freunde nannten, so lange sie ihm sein Geld im Spiel abnahmen, sie ließen sich jetzt nicht mehr sehen, und wollten von ihm nichts mehr wissen; so plagte ihn denn der Müßiggang und die Langeweile, und wer es leiden mußte, war Christine.

Es waren seit den letzten Vorfällen einige Monate verstrichen; Mathias hatte sie damit zugebracht, sein Weib zu plagen. Die kurzen Wintertage waren herangekommen, wo die Sonne schon um vier Uhr Nachmittags zu Bette geht. Nichts war dem Mathias unerträglicher, als so ein langer, ausgedehnter Winterabend, der gar kein Ende nehmen wollte. Wenn's warm war, so ging er doch wenigstens in der Gasse umher, und ging unter Leute, und obwohl er auch nirgends gerade mit sehr freundlichem Gesichte aufgenommen ward, so duldete man ihn doch, wenn

er des Sonntags Nachmittags zum Beispiel sich auf der Gasse zu Anderen gesellte, wo im „Rädel“ über dies und jenes gesprochen wurde. Die Winterabende jedoch waren kalt, und seit in jener milden Sommernacht sich plötzlich eine kalte Nachtlust erhoben und ihm die Glieder geschüttelt hatte, fühlte er ein unaufhörliches Schauern im Körper; so war er denn auf seine ärmliche Chaluppe angewiesen.

Ein karges Lämpchen brannte auf dem Tische. Mathias hätte sich gern ein wenig von innen erwärmt. Ein Pfeifchen Taback hätte ihm einen guten Dienst geleistet. Ja, wenn er nur Taback gehabt hätte! wo sollte er ihn hernehmen?

Verdammtes Leben! wenn man nicht einmal eine Pfeif' Taback rauchen kann! seufzte Mathias, im Ofenwinkel hockend!

Christine sagte nichts, verließ die Stube, kehrte nach einigen Minuten wieder und brachte ein Packel „Ordinaren“.

Mit Wollust stopfte sich Mathias die Pfeife mit Ordinarem, er, der sonst nur den feinsten Türkischen geraucht, den er sich von Paschern zu verschaffen wußte. Mit Wollust that er die ersten paar Züge. Nachdem er aber einige Wolken behaglich aus dem Munde geblasen, fing er an: Woher hast Du Geld genommen auf Taback?

Was liegt Dir dran, sagte Christine, woher ich's

hab'. Rauch Dein' Taback und sei froh, daß Du ihn hast.

Was? bin ich denn Dein Hund, daß Du mich mit so einer Red' abfertigst? ich will wissen, woher Du das Geld genommen hast.

Woher soll ich's denn genommen haben? gestohlen hab' ich's nicht!

Gestohlen? was soll das heißen? was willst' damit sagen? bin ich etwa ein Dieb?

Aber Mathias!

Verdammtes Leben, sagte Mathias, wenn das Weib Einem mit ein Päckel Ordinairen ein groß' Geschenk zu machen meint.

Es ist freilich nicht viel, erwiderte Christine freundlich, aber ein Schelm, der mehr giebt, als er hat.

Hör' mir auf mit Deinen verfluchten Sprichwörtern, und mein' nur nicht, wenn Du von Jugend auf gewöhnt bist, in einer elenden Chaluppe zu leben, daß es darum bei mir auch so ist.

Der Mensch muß sich leider an Manches gewöhnen.

Teufel muß er sich gewöhnen! wenn er nur seinen Weg geht, und wenn ihn nur die andern Leute nicht in's Unglück stürzen! möcht' sehen, an was er sich denn zu gewöhnen braucht!

Sa Mathias, wenn Du Dich vor den Leuten gehütet hätt'st!

Gehütet? schrie Mathias.

Schrei nicht so, ermahnte Christine, ich hab' Dich niemals eigentlich für schlecht gehalten, aber leicht zu verführen bist Du! und jähzornig!

Und das mußt Du freilich am allerbesten wissen! schrie Mathias, denn wer mich jähzornig gemacht hat, das ist kein Anderer, als Du, und wer mich in's Wirthshaus getrieben, das ist kein Anderer als Du, und wer aus mir einen Trinker und Spieler und Schuldenmacher gemacht hat, das ist wieder kein Anderer als Du, und wer an meinem ganzen Unglück Schuld ist, das bist Du, ja Du, Du!

Christine ging über ihren Koffer, nahm aus demselben ein zugefaltetes Papier heraus, sie entfaltete dasselbe und drinnen lag der Wechsel, den sie mit ihren Schmuckgegenständen durch ihren Vater einst hatte auslösen lassen.

Kennst Du dieses? fragte sie, indem sie ihm den Wechsel hinhielt, siehst Du da Deine Unterschrift? es war die erste, die Du auf ein solches Papier gesetzt hast. Das ist es, was Dich in's Unglück gebracht hat, wenn Du es wissen willst.

Wie kamst Du zu dem Wechsel? schrie Mathias.

Und wenn ich Dir's auch sagen möcht', Du thättest es doch nicht glauben.

Das kannst Du, Du Scheinheilige, das sind Deine

Streiche, eine Spionirerin bist Du, auf Schritt und Tritt bist mir nachgestiegen, jetzt seh' ich erst, was Du für ein Weib bist.

Gott wollt', ich hätt's gethan. Wär' vielleicht Manches anders! denn, daß ich Dich zu viel Dir selber überlassen hab', das ist es leider, was ich mir am Meisten vorzuwerfen hab'.

Eine niederträchtige Person bist Du. Warum hast Du mir von dem Wechsel nichts gesagt, wenn Dir meine Ehr' so am Herzen gelegen ist.

Darin hab' ich freilich gefehlt, denn daß es Dir auffallen sollt', daß ich seit Jahren keine güldene Kette mehr getragen, keine Ohring' und keine Fingerring', darauf hab' ich freilich umsonst gewartet.

Auffallen hätt' mir das sollen? warum Du Luder? hast Du's denn nöthig gehabt, Dich für den Jakob heraus zu puzen? hab' ich denn nicht gewußt, daß Du ihm auch ohne Ohr- und Fingerring gefällst.

Laß den Jakob aus dem Spiel!

Was? aus dem Spiel soll ich ihn lassen? den Lump, den elenden, weil er's mit Dir hält? den niederträchtigen Kerl, der mich um mein ganzes Vermögen gebracht hat, der sich an mir bereichert hat? Aus dem Spiel soll ich ihn lassen, damit er seine Liebeleien mit Dir weiter fort-treiben kann?

Mathias! mir kannst Du sagen, was Du willst,

den Jakob laß in Frieden, Du bist nicht werth, ihn zu melden.

Nicht werth ihn zu melden? Kreuzdonnerwetter! schrie Mathias wüthend, noch ein Wort, so schlag' ich Dir die Holzhack da in den Kopf und schick' Dich zum Paul!

Zum Paul! rief Christine, also doch! o mein' Ahnung! und sprang zur Thür hinaus.

Geh' zum Teufel! schrie ihr Mathias nach und verriegelte hinter ihr die Thür, Du wirst mir heut klopfen können, eh' ich Dich hereinlaß'.

Christine klopfte wohl, aber nicht an seine Thür. Sie stand draußen in der kalten Winternacht in Frost und Schnee und zitterte vor Kälte, aber wo sie klopfte, das war das Fenster ihres Vaters.

Der alte Häusler lag längst im Bette, denn es war spät in der Nacht. Christine mußte mehrmals klopfen, ehe der Alte erwachte.

Wer ist's? fragte endlich der Häusler.

Um Gotteswillen, Vater, ich bin's, macht auf!

Christel! Du bist's? was willst Du so spät bei Nacht?

Macht auf, Vater, macht auf.

Der Alte zündete ein Licht an und öffnete die Thür.

Was geht vor? — fragte er erschrocken.

Um Gottes willen, Vater! der Mathias will mich erschlagen!

So geh' doch, närrisches Ding! was fällt Dir ein? er wird ja das nicht thun! Der Mathias ist ein Lump, aber kein Mörder!

Er hat schon Einen ermordet — drängte es sich mit bebender Stimme aus ihrer Brust hervor.

Ermordet? wen?

Den Paul!

Den Paul? — rief der Häusler — der Mathias den Paul?

Wie gern hätte Christine das Wort sogleich nachdem sie es gesprochen, zurückgenommen; aber draußen war es. Sie hatte in der Angst, in der sie sich befand, ihr Herz von dem Druck befreit, der so lange Zeit auf demselben gelastet. Nun nützte die Reue nichts mehr.

Der Häusler kleidete sich sogleich an. Christine bat und beschwor ihn, sich nicht zu übereilen, die Angst habe es ihr nur so eingegeben, sie könne es doch nicht behaupten und sie glaube es auch wieder nicht.

Den alten Häusler aber kennen wir schon. Er war am wenigsten der Mann, sich durch Christel's Thränen in einem solchen Falle rühren zu lassen.

Sei Du nur ruhig — sagte er — und heul' nicht. Wenn der Mathias unschuldig ist, so wird ihm auch nichts geschehen. Ich aber muß jetzt das Meinige thun.

Bald darauf klopfte es beim Mathias an's Fenster.

Mathias meinte, es sei Christine und antwortete mit

einem Fluch. Es war aber nicht Christine, es war die Polizei, die ihn abzuholen kam. Mathias wurde in's Stadthaus geführt und dort in Verwahrung gebracht.

Am folgenden Tage nahm man ihn in's Verhör und nach einigen Kreuz- und Querfragen, die man an ihn stellte, gestand er offen und reumüthig seine That.

Der Mörder Paul's war nun entdeckt. Er gab einen umständlichen Bericht des ganzen Sachverhaltes; er erzählte getreulich, wie er auf den Paul ursprünglich keine Absicht gehabt, daß er ihn zwar nicht leiden mochte, weil er beim Jakob im Dienst war, daß er aber anfänglich gar nicht daran gedacht, den Paul zu erschießen; seine Absicht ging auf den Jakob, er erzählte, wie sein Haß gegen den Jakob immer gewachsen sei, und wie er schließlich den Vorsatz gefaßt habe, den Jakob aus der Welt zu schaffen.

Es brachte keine geringe Aufregung im Orte hervor, als diese Dinge bekannt wurden, und als es hieß, man werde den Mathias nach Brünn abführen.

Nun siehst Du, was er für ein Lump' ist! — sagte Leser Karfunkelstein triumphirend zu Jakob — Du hast gewollt, ich soll mit ihm Mitleid haben, jetzt siehst Du, für wen Du Dich bemüth hast.

Halwajeh (Gott wollte), Ihr hätt' mir gefolgt — entgegnete Jakob — wär' es nicht so weit mit ihm gekommen; denn Ihr seid die Ursache von dem Allen.

Die Ursach' von dem Allen bist Du — sagte Leser Karfunkelstein — wenn Du es justement wissen willst. Hätt' er nicht gemeint, Du haltst' es mit seinem Weib, so hätt' sich von der ganzen Sach' gar nichts angefangen.

Kann sein, daß ich Ursach' bin — die Schuld daran aber tragt Ihr allein — erwiderte Jakob, wendete ihm den Rücken und ließ ihn stehen.

Mathias erbat sich nichts anderes, als von Christinen Abschied zu nehmen. Christine weinte bitterlich, da sie zum Mathias gebracht wurde. Es war das erste Mal, daß Mathias sie weinen gesehen; in ihm aber war in dieser Stunde eine gar große innere Umwandlung vorgegangen.

Wein' nicht Christel! — sagte Mathias männlich und muthig — Wein' nicht; es ist jetzt bald Alles aus; ich werde büßen für mein Verbrechen, ich will es tragen. Es hätt' können freilich anders sein, wenn ich Dir gefolgt hätt', leider ist es so gekommen, jetzt ist's nicht mehr zu ändern,

O, Mathias! — rief Christine — warum hast Du mir das gethan!

Wie weh' ich Dir gethan hab', das seh' ich jekunder freilich ein; zu spät. Ich werde sterben, ich will es gern, ich kann das Leben ja nicht mehr ertragen. Aber Dich zurückzulassen in Armuth und Elend, das ist es, was mir die Todesstunde verbittern wird.

· O, Mathias! — rief Christel und fiel ihm an die Brust.

Verzeih' mir, Christel, was ich Dir Böses gethan hab', und wenn Du den Jakob siehst, ach der Jakob! so sag' ihm, daß ich ohne Haß gegen ihn aus der Welt scheiden werde. Sag' ihm, nein! sag' ihm nichts, sag' ihm nur, wenn Ihr meiner gedenken werdet, was Du mir schon gestern noch gesagt hast: Der Mathias war nicht schlecht, nur leicht zu verführen war er und jähzornig. Leb' wohl, Christel, leb' wohl, theures Weib, in einer bessern Welt seh'n wir uns wieder.

Staunen ergriff Alle, die diese Rede mitangehört, und ein Gefühl der Rührung hat sich ihrer bemächtigt, wie sie es nie vorher gekannt. Kein Auge sah man ohne Thränen, als Mathias den Wagen bestieg, der ihn in das Criminalgericht nach der Landeshauptstadt abzuführen bestimmt war.

Nur noch ein Winken mit der Hand und fort war er.

Christine wurde bewußtlos von dem Plaze weg getragen. Sie ist hierauf in eine schwere Krankheit verfallen, und man hat nicht gemeint, daß sie dieselbe überdauern wird. Sie hat sie aber doch überstanden. Sie stand von ihrer Krankheit auf, wie aus einem bösen Traume.

Die Welt sieht mir jetzt ganz anders aus — sagte sie — da Mathias im Geiste sich mit Jakob versöhnt hat.

Unterstützung wurde ihr von allen Seiten angeboten, sie aber sagte: Ich nehm' von Keinem nichts an, als wie vom Jakob.

Und so zog sie in die „Gasse“ und lebte seit der Zeit in Jakob's Hause, und daher schreibt sich der Name: Die Juden=Christel.

Sie ist alleweile eine schweigsame Frau geblieben, die nicht viel gered't hat, aber dafür mehr gedacht.

Jakob's Kinder haben sie Muhme Christel geheißen, und haben sie gern gehabt und verehrt, wie die eigene Mutter und als Jakob's Sohn mit der schönen Beleh Hochzeit hielt, da ehrte diese auch die Christel so gut wie die Schwiegermutter. In diesem Hause hatte Christine den Frieden ihrer Seele und die Ruhe des Herzens wieder gewonnen; in diesem Hause wurde sie alt und gewann am Ende ihrer Tage noch jene stille Heiterkeit, die sich erzeugt aus dem Rückblick auf traurige Tage und aus der Erinnerung an Leiden, die weit hinter uns liegen.

Kein Kind in der „Gasse“ gab es, welches der alten Christel nicht mit der größten Ehrerbietung begegnet wäre, und außerhalb der „Gasse“ hatte man auch nichts als Lob und gute Worte für die Juden=Christel.

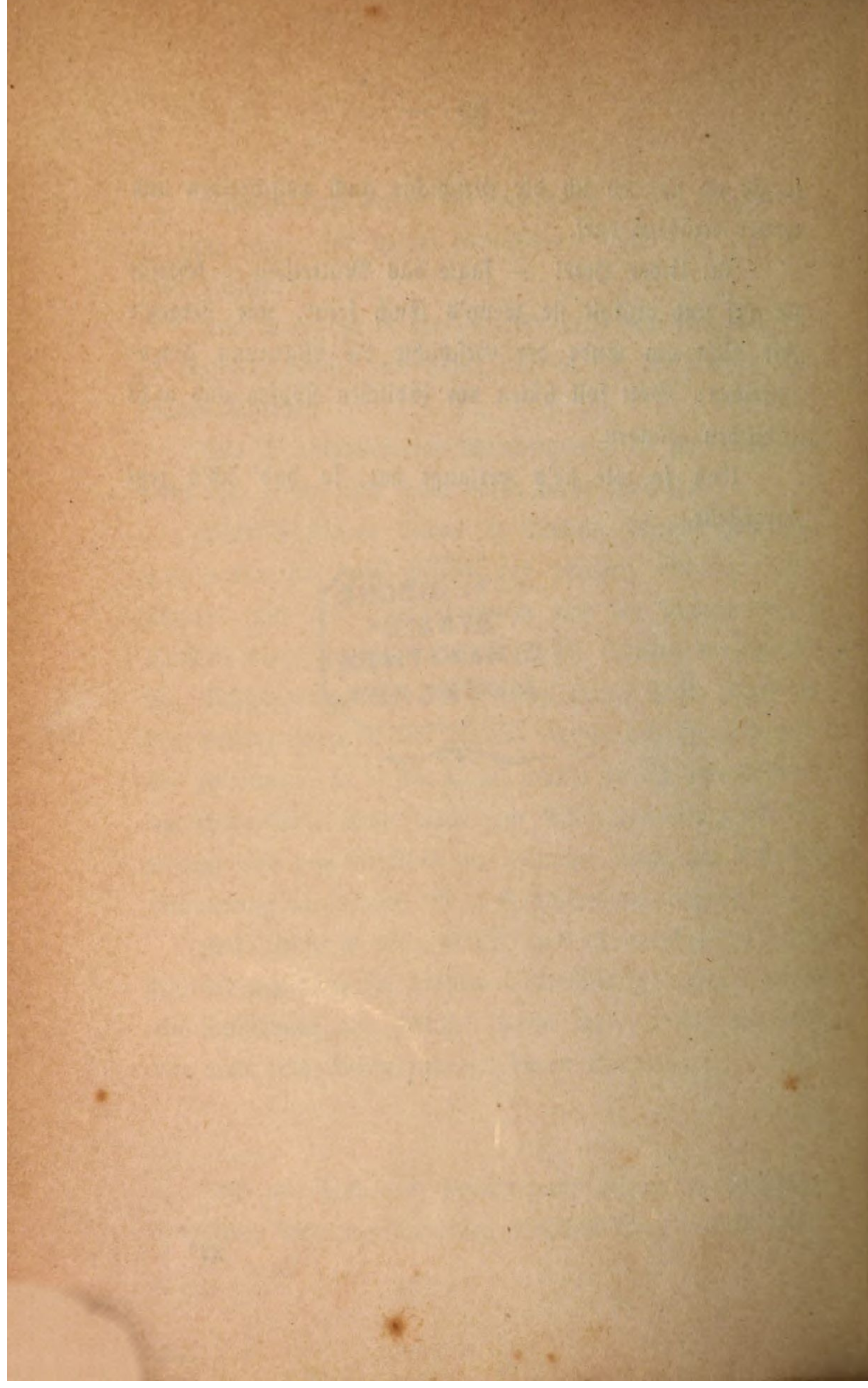
Als mir das alte Mütterchen, dessen ich Eingangs erwähnte, diese merkwürdigen Begebenheiten erzählt hatte,

fragte ich sie, ob ich die Geschichte auch aufschreiben und weiter erzählen darf.

Sa, lieber Herr! — sagte das Mütterlein — schreibt sie auf und erzählt sie wenn's Euch freut, nur vergeß't mir nicht am Ende der Geschichte die Warnung hinzuschreiben: Gott soll hüten vor jüdischen Köpfen und nicht jüdischen Händen.

Und so wie sie's verlangt hat, so hab' ich's jetzt hergestellt.





In demselben Verlage erschienen:

Israelitische Novellen

von

L. Kompert, Eduard Kulke u. A.

- I. Band: Das verkaufte Skelett, von Dr. H. Schiff.
II. " Böhmishe Juden, von L. Kompert. I. Abtheil.
III. " Dasselbe. II. Abtheilung.
IV. " Die wilde Rabbizin, von Dr. H. Schiff.
V. " Die Prinzessin. — Julius Arnsteiner's Beschan,
von L. Kompert.
VI. " Das kochere Haus, von Dr. H. Schiff.
VII. " Ghetto-Geschichten, von L. Kompert.
VIII. " Ghetto-Geschichten. II. Abtheilung.

Preis pr. Band elegant broschirt 20 Ngr.

- Hoefler, Edm., Deutsche Herzen. 1 ₰.
Meissner, A., Seltsame Geschichten. 1 ₰.
Proschko, Fr. J., Die Höllemaschine. 2 Bde. 1 ₰.
Lorm, H., Intimes Leben. 22½ Ngr.
Hauptling, R., Abasverus in Rom. 4. Auflage, eleg. broschirt
1 ₰, eleg. geb. 1 ₰ 10 Ngr.
— — Sinnen und Minnen, eleg. brosch. 1 ₰ 7½ Ngr.,
eleg. geb. 1 ₰ 20 Ngr.
— — Venus im Exil. 16 Ngr.
— — Das Schwanenlied der Romantik, broschirt 12 Ngr.

Jean Paul Friedrich Eugen Richter.

In demselben Verlage erschienen:

Israelitische Novellen

von

L. Kompert, Eduard Kulke u. A.

- I. Band: Das verkaufte Skelett, von Dr. H. Schiff.
II. " Böhmishe Juden, von L. Kompert. I. Abtheil.
III. " Dasselbe. II. Abtheilung.
IV. " Die wilde Rabbizin, von Dr. H. Schiff.
V. " Die Prinzessin. — Julius Arnsteiners Beschan,
von L. Kompert.
VI. " Das kischere Haus, von Dr. H. Schiff.
VII. " Ghetto-Geschichten, von L. Kompert.
VIII. " Ghetto-Geschichten. II. Abtheilung.

Preis pr. Band elegant broschirt 20 Ngr.

- Hoeser, Edm., Deutsche Herzen. 1 ₰.
Meissner, A., Seltsame Geschichten. 1 ₰.
Proschko, Fr. J., Die Höllemaschine. 2 Bde. 1 ₰.
Vorm, H., Intimes Leben. 22½ Ngr.
Sapierling, R., Ahasverus in Rom. 4. Auflage, eleg. broschirt
1 ₰, eleg. geb. 1 ₰ 10 Ngr.
— — Sinnen und Minnen, eleg. brosch. 1 ₰ 7½ Ngr.,
eleg. geb. 1 ₰ 20 Ngr.
— — Venus im Exil. 16 Ngr.
— — Das Schwanenlied der Romantik, broschirt 12 Ngr.

Jean Paul Friedrich Eugen Richter.

Kulke, Eduard,

Aus dem jüdischen Volksleben Geschichten

Bd.: 2 = 10

Hamburg & Leipzig 1869

P.o.germ. 1015 f-9/10

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10311171-1